Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes drittes Heft.

Stuttgart,
in der Cotta'schen Buchhandlung.
1826.

Inhalt.

Charos, das bekannte neugriechische Lied. . . . . S. 5.
Charos, preiswürdige Zeichnung von Leybold. . . . . . . — 7.
Charon und Charos, verwandte Sprachformen. . . . . . . — 13.
Einzelnes, über hundert Sprüche, sittlich-ästhetische Betrachtungen hervorrufend. . . . . . . — 14.
Bildende Kunst:
Homer nach Antiken durch Tischbein. — 40.
Museum Worsleyanum. . . — 45.
Forcella, Neapel. . . . — 49.
Osterwald, Sicilien. . . . — 51.
Goro, Pompeji. . . . — 59.
Vogel, Pilnitz . . . . — 63.
Bildergallerie, Wien. . . — 65.
Shakespeare als Theaterdichter, geschrieben 1816. . . . . . — 69.
Plato's Jon, geschrieben im Jahr 1796. — 79.
Portraits historiques de Gérard. . — 90.

Kunst und Alterthum.

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Fünften Bandes drittes Heft.

Stuttgart,
in der Cotta'schen Buchhandlung.
1826.

Charos.

Neugriechisch.

Die Berges-Höh'n warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein, Charos ist's, er saus't einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih' gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knie'ten:

„O Charos, halt! halt am Geheg',
Halt an beym kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

Charos.

Zeichnung von Leybold.

Drey Fuß breit, fünf und zwanzig Zoll hoch, auf gelb Papier, Federumriß, braun angetuscht und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen.

Das Weitere ist zu ersehen: Kunstblatt. Nr. 10 und 11. 1826, woselbst sich auch ein lithographirter Umriß des Bildes befindet.

Herr Leybold hat in seiner Zeichnung den Gegenstand höchst glücklich gefaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist meisterhaft und leicht, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler mit dem er-

habenen Michael Angelo eine Geistes- und Talentsverwandtschaft empfunden und daher in gleichem, doch mehr gereinigtem Sinne das Werk angegriffen und vollbracht.

Charos, ein gewaltiger rüstiger Alter, sitzt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten reißenden Laufe keichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drey kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwey aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bey der linken Hand, welcher ungern folgend, im Vorüberschweben sich zu retten nach dem dürren Aste eines Baumsturzes in der wirklichen Landschaft greift, den er doch bald hinter sich lassen wird. Andere Alte schweben bittend und flehend, dumpf-gleichgültig und kümmerlich-müde, dem voreilenden Charos nach.

Auf der entgegengesetzten Seite scheuen und fliehen das daher stürmende Pferd mehrere jugendliche Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechtes. Das eilige jüngste Paar, Knabe und Mädchen, so jung und schon gesellig umschlungen, läuft, halb spielend, halb furchtsam voraus; ein wackerer gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jungen Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Gestalt wirft sich dem Pferde entgegen und scheint es beyseit drängen zu wollen. Auf dem vordersten Wolkensaume, mit den andern im Vorübereilen, bückt sich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich sprossenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur rechten ein junger Mann, halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Gebärde der Ueberredung herunter auf den erquicklich strömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landschaftlichen Grundes steigen drey junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Wasser zu schöpfen. Die größte vorderste, mit niedergeschlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Wittwe des eben genannten jungen Mannes, der also nach unsrer Auslegung, nicht bloß auf die frische Quelle, sondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet; die zweyte ist eine bloße mägdehafte Gestalt, die dritte richtet erstaunt den Blick nach oben als wenn sie in dem über ihrem Haupte sausenden Sturme etwas Bängliches ahndete.

Alles dieses zusammen betrachtet müssen wir also Herrn Leybold ein besonderes Kunstverdienst zugestehen. Die Aufgabe ist von ihm durchdrungen, die Darstellung derselben vollständig gedacht worden; er hat sich der mannigfaltigsten Motive bedient und keins derselben wiederholt. Angemessen sind die

Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künstler verständig, er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat seine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile sondern sich richtig ohne Unruhe, ohne Verwirrung aus einander und erscheinen deutlich.

Auch ist zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeschlossenen Gestalten eine charakteristisch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landschaftliche Grund läßt sich in Betreff der Anlage ebenfalls loben und stimmt, vermöge seiner Einfalt und Großartigkeit, mit dem Ernst der Darstellung überein, doch begegnet uns der Umstand, daß zwischen den Berggipfeln über der Erscheinung und der Durchsicht mit Ferne unter derselben kein rechter Zusammenhang Statt findet, deßhalb denn vielleicht ein Tadel eintreten möchte.

Bey diesem Puncte jedoch haben wir der Einrede eines unsrer Freunde zu gedenken, welcher zu Ehren des Künstlers folgende Auslegung gab: Da die obere und untere Landschaft durch einen Wolken- und Geisterzug getrennt sey, so dürfe der Künstler wohl, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Berggipfel verrücken und sie an einem andern Orte als ihnen die Natur angewiesen, hervortreten lassen, und das Geistige, Traumhafte glücklich hiedurch dem Auge darstellen.

Mit dem beygelegten lithographirten Umriß hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Das Bild wird im Ganzen vollkommen vor die Augen gestellt; die Neigung des Künstlers im Sinne des Michael Angelo zu verfahren, spricht sich deutlich und glücklich aus. Die Köpfe sind lebhaften geistreichen Ausdrucks wie im Original; und so gewährt diese vorläufige Mittheilung einstweilige angenehme Unterhaltung.

Möge Herr Leybold nicht säumen, das meisterhafte Werk in gehörigem Format, seinem ganzen Werth gemäß, ausführlich von ihm selbst mit Licht und Tonplatte lithographirt, uns vor Augen zu bringen. Kaum findet ein Künstler dergleichen Gelegenheit sich vor Welt und Nachwelt so viel Ehre zu machen.

Charon und Charos.

Im Neugriechischen heißt der Tod zwar Charos, (Χάρος) nicht Charon (Χάρων); allein jene Form ist nur eine Umbildung in eine gewöhnlichere Endung. Denn eben so findet sich auch noch die Form Charontas (Χάροντας) in derselben Bedeutung, wie mehrmals die altgriechischen Worte auf ων, οντος, sich in diesen Nominativ οντας umbilden. So ward aus γέρων, οντος, die jetzige Form γέροντας (der Greis). Demnach ist Χάροντας von Χάρων, οντος, statt ωνος (worauf

auch das lateinische Charon, ontis führt) gebildet, und Χάρος eine noch bequemere in die gewöhnliche Wortendung ος auslaufende Bildung des gemeinen Lebens.

Einzelnes.

Eigentlich weiß man nur wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

Die Irrthümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es giebt Menschen die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche die ihr Gegentheil lieben und diesem nachgehn.

Wer sich von jeher erlaubt hätte, die Welt so schlecht anzusehen wie uns die Widersacher darstellen, der müßte ein miserables Subject geworden seyn.

Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja er kann hoffen zum Allerhöchsten zu gelangen.

Panoramic ability schreibt mir ein englischer Kritiker zu, wofür ich allerschönstens zu danken habe.

Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel seinen Zustand, von welcher Art er auch sey, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff sieht Jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den meisten.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That, deßwegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war; so ist außer dieser realen Welt, noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beynahe, in der die meisten leben.

Die Menschen sind wie das rothe Meer; der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

Pflicht des Historikers das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden.

Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen sich fort, die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerschaften haben die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt.“

Uebersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen die uns eine halbverschleyerte Schöne

als höchst liebenswürdig anpreisen, sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum setzen wir gern über uns; aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohn nicht das Talent.

Sich subordiniren ist überhaupt keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Descendenz, etwas über sich erkennen was unter einem steht!

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben um zu existiren.

Alles was wir treiben und thun ist ein Abmüden, wohl dem der nicht müde wird.

„Hoffnung ist die zweyte Seele der Unglücklichen.“

„L'Amour est un vrai recommenceur."

Es giebt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Belustigung des Gesichts und Gehörs die Reflexion sehr eingeschränkt."

Erfahrung kann sich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen, diese bleibt innerhalb der Gränze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deßhalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bey erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im letzten bequemer als im ersten.

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde; die Wahrheit fordert daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns wir seyen auf ein oder die andere Weise unbegränzt.

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämmtlich transscendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben was sie gekonnt haben, ist natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben was

sie nie vermochten, ist wohl seltsam aber nicht selten.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

Das ist die wahre Symbolik wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bey den Protestanten.

Es ist eben als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Raths erholen kann.

Die Wahlsprüche deuten auf das was man nicht hat, wornach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen."

Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinozistische in der poetischen Production wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen es sey einer da der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich von wem es auch wäre gern beherrschen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

„Es giebt auch After-Künstler, Dilettanten und Speculanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen.“

Geselligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bey vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehn.

Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es giebt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Werth ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich

habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältniß zu einer besondern Zeit und entschiedenen Umständen.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife

es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

Alle Mystik ist ein Transscendiren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Productionen des Mystikers.

Die orientalische mystische Poesie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt den der Adepte wegweist, ihm noch jederzeit zu Gebote steht. Er befindet sich also noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt und schwelgt in dem was er gern los seyn möchte.

Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mysterien darbie-

tet. Auch gehen sie immer gleich ins Abstruse, in den Abgrund des Subjects.

Ein geistreicher Mann sagte, die neuere Mystik sey die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter so erstaunenswerth und verführerisch, weil sie Dinge zur Sprache bringe zu denen der Mensch auf dem gewöhnlichen Verstands-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer sich Muth und Kraft glaube, sie zu studiren, ohne sich betäuben zu lassen, der möge sich in diese Höhle des Trophonios versenken, jedoch auf seine eigene Gefahr.

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreyßig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurtheile der Menschen beruhen

auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen, daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „die Klugheit ist unüberwindlich hinter welcher sich die Furcht versteckt." Schwache Menschen haben oft revolutionaire Gesinnungen: sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler: den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich

aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beyde Geschlechter was sie begehren für nothwendig, und für nützlich was ihnen gefällt.

Alle Menschen, wie sie zur Freyheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie, um diese los zu werden zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man gewahr wird daß man wieder Ordnung machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreyheit, Festhalten und Zersplittern des

Grundbodens, es ist immer derselbe Conflict der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dieß ist aber den Menschen nicht gegeben und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freylich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es giebt das behagliche Gefühl als wenn man mit seines Gleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn auszugleichen suchen. Wenn uns andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache.

Es ist soviel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt sich nicht.

Welche Regierung die beste sey? Diejenige die uns lehrt uns selbst zu regieren.

Dociren kannst du tüchtiger freylich nicht, es ist, wie das Predigen, durch unsern Zustand geboten, wahrhaft nützlich wenn Conversation und Katechisation sich anschließen, wie es auch ursprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannst du und wirst du, das ist: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drey Einheiten ist nichts zu sagen wenn das Süjet sehr einfach ist; gelegentlich aber werden dreymal drey Einheiten, glücklich verschlungen, eine sehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl seyn, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtlose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern.

Arden von Feversham, Shakspears Jugendarbeit. Es ist der ganze reintreue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

Shakspears trefflichsten Theaterstücken mangelt es hie und da an Facilität: sie sind

etwas mehr als sie seyn sollten, und eben deßhalb deuten sie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrscheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher ist das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend.

Allen andern Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein schönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer ist humoristisch und zart, der Franzosen populär und weinerlich, der Deutschen naiv und realistisch.

Das Absurde mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der besten Gesellschaft sagte man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte sagte Jemand, es habe mehr Energie als Enthusiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poesie und im Ganzen etwas Männliches.

Es ist nichts schrecklicher als eine thätige Unwissenheit.

Schönheit und Geist muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Mysticismus ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man schont die Alten, wie man die Kinder schont.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte, er wird nicht mehr von seines Gleichen beurtheilt.

Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie Einem der früh aufsteht, in der Dämmrung die Morgenröthe, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird.

Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her, oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam, ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen ist nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Im Aesthetischen thut man nicht wohl, zu sagen: die Idee des Schönen, dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben und dieser Begriff kann überliefert werden.

Die Manifestation der Idee als des Schönen ist eben so flüchtig, als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. Dieß ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.

Aecht ästhetisch-didaktisch könnte man seyn, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorüberginge, oder

es ihnen zubrächte im Moment wo es culminirt und sie höchst empfänglich sind. Da aber diese Forderung nicht zu erfüllen ist, so müßte der höchste Stolz des Kathederlehrers seyn, die Begriffe so vieler Manifestationen in seinen Schülern dergestalt zum Leben zu bringen, daß sie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufassen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß sie es merkten uud wüßten wäre somit die Grundidee, woraus Alles hervorgeht in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für Eine Manifestation des Urwesens, oder doch nur für wenige empfänglich sind, und das ist schon genug. Das Talent entwickelt im Praktischen Alles und braucht von den theoretischen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Musicus kann ohne seinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man soll sich Alles praktisch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifestationen der großen Idee, insofern sie durch Menschen zur Erscheinung kommen sollen, auf eine gehörige Weise in einander wirken. Malerey, Plastik und Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künstler, zu dem einen berufen, sich hüten, von dem andern beschädigt zu werden: der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen lassen und alle drey können einander so verwirren, daß keiner derselben auf den Füßen stehen bleibt.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zu Grunde richten und mit Recht. Glücklicher Weise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß um zu reizen ins Uebertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicher Weise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabey lernen

---

Bildende Kunst.

Homer nach Antiken.

Neuntes Heft.

I. Fragment eines Basreliefs vom alten Styl mit drey Figuren, denen die Namen Agamemnon, Talthybios und Epeus beygeschrieben sind, ersterer von der Rechten zur Linken, die beyden letzteren von der Linken zur Rechten. Von der Figur des Agamemnon, auf einem Stuhle sitzend dargestellt, sind die Beine verloren, Talthybios und Epeus stehen hinter dem König und haben sich ganz erhalten. Nach einer Angabe soll das erwähnte Denkmal auf der Insel Lesbos, nach

einer andern auf der Insel Samothrake gefunden worden seyn, gehörte sonst dem Grafen Choiseul-Gouffier und befindet sich gegenwärtig im Königlich französischen Museum zu Paris. Alt ist das Werk unstreitig und von altgriechischem Styl. Nach Herrn Schorns eigener Bemerkung, in den Zusätzen zu diesem Heft, ist der Marmor sehr abgerieben und läßt wenig mehr von der freyen Ausführung erkennen.

II. Achill, das Schwerdt in die Scheide stoßend, Halbfigur, gezeichnet nach dem Bruchstück eines Basreliefs so auf der Insel Capri gefunden worden, des Verfassers Meinung zufolge, welcher wir gerne beypflichten, wahrscheinlich ein Werk aus später Zeit.

III. Diomedes, Ulysses und Dolon. Vasengemälde von verschiedenen Farben. Wenn Hrn Tischbeins Zeichnung, welche hier mit Farben lithographisch nachgebildet worden, das Vasengemälde treu darstellt, so möchte

man billig zweifeln ob das Werk der ältern griechischen Kunst angehöre, wie im Text angenommen wird; denn obschon die beyden Figuren des Diomedes und des Ulysses mit schwarzer Farbe silhouettenartig dargestellt sind, mit Andeutung einiger innerhalb des Umrisses liegenden Theile, durch weiße, vielleicht auch nur durch eingeritzte Linien, so ist diese Darstellungsweise zwar allerdings die gewöhnliche in Vasengemälden welche dem ältern Styl angehören mögen, kommt aber auch nicht selten an Vasen der späteren Zeit vor. Gestalt und Glieder der beyden Helden verrathen ebenfalls nicht die strenge Steife des alten Styls, doch möchte hierin der Zeichner einiges nach seiner Weise verbessert haben. Daß aber die Figur des Dolon abschattirt ist, kann für ein ganz entscheidendes Merkmal der spätern Entstehung des Gefäßes gelten; denn als Licht und Schatten in der Malerey üblich geworden, war der alte Styl längst erloschen.

IV. Antilochus bringt dem Achilles die Nachricht vom Tode des Patroklus, nach dem Fragment eines schönen, bereits von Winkelmann in den Monum. ant. ined. No. 129. bekannt gemachten Cameo, welchen damals die Gräfin Cheroffini besaß. In den angefügten Zusätzen, Seite 43. berichtet Herr Schorn daß nach einem Schwefelabguß des Originalcameo, vornehmlich die sitzende Figur des Achilles die beschädigte ist; es fehlt an derselben der ganze Oberleib nebst der Hälfte der Schenkel; Kopf, Arme und Beine, von der Mitte der Schenkel an haben sich erhalten. Die fehlenden Theile nun sind im Kupferstich, wo das Denkmal nach einem vielfach vergrößerten Maaßstab gezeichnet erscheint, geschickt ergänzt, der zierliche Geschmack des Originals mit glücklichem Erfolg übergetragen.

V. VI. Die Eroberung von Troja, aus neunzehn Figuren bestehendes Vasengemälde

auf einem bey Nola 1798 entdeckten Gefäß, anfänglich im Besitz der Familie Vivenzia in Nola, gegenwärtig dem Königlichen Museo zu Neapel gehörig. Was der Verfasser über die sehr fehlerhafte Abbildung dieses Vasengemäldes, welche Millin in dem Werk Peintures de Vases antiques Tom. I. pl. 25. und 26. gegeben, sagt, hat seine völlige Richtigkeit. Auch gegen die Benennung welche die Figuren in der Erklärung erhalten haben, möchte wenig einzuwenden seyn, weil alles wogegen man Zweifel erheben könnte, bey anderer Auslegung wieder andere Zweifel hervorrufen würde. Von äginetischer Schule und Styl aber, dem gegenwärtig wahren Modeartikel antiquarischer Auslegungen, auf welche denn auch hier verschiedentlich hingedeutet wird, haben wir nicht das Geringste wahrnehmen können. Uebrigens wird zugegeben: die Darstellung sey sehr merkwürdig und das Ganze eins der bessern Vasengemälde. Ist indessen die mitgetheilte Abbildung genau

richtig, woran sich nicht zweifeln läßt, so mag zwar die Leichtigkeit und Sicherheit womit die Zeichnung gemacht ist, Lob, ja Bewunderung verdienen, es ist dieses bey vielen Vasengemälden der Fall; wenn aber Seite 44 die Schönheit der Zeichnung und große Sorgfalt in der Vollendung gerühmt wird, so muß solches nicht unbedingt sondern mit gehöriger Beschränkung und vergleichungsweise mit andern Vasengemälden verstanden werden.

Museum Worsleyanum.

Anzeige vom Inhalt der ersten sechs Hefte des Werks Museum Worsleyanum wurde im vorigen Heft (Kunst und Alterth. V. 2.) gegeben. Im siebenten Heft womit der Band schließt finden sich erstlich auf sechs

Kupfertafeln abgebildet fünf und vierzig geschnittene Steine, Aegyptischen, Griechischen, Römischen und Persischen Ursprungs. Nach der alles Zutrauen verdienenden Beschreibung, womit auch die Kupferstiche übereinstimmen, sind diese Denkmale zwar von ungleichem Verdienst der Arbeit und wie von verschiedenen Völkern des Alterthums herrührend so auch aus verschiedenen Zeiten, alle jedoch ohne Ausnahme merkwürdig in Betracht der darauf geschnittenen Bilder. Man begegnet sodann zwey Kupfertafeln, deren jede neun Abbildungen ganz vortrefflicher theils erhoben theils vertieft geschnittener Gemmen enthält. Eine mit dem Namen des Dioskorides bezeichnet stellt einen kämpfenden schlangenbeinigen Titanen dar, und eine andere von Solon gearbeitet wird für ein Bildniß des Maecenas gegeben. Den Schluß dieses Hefts und zugleich des ersten Bandes des Werks macht die, wahrscheinlich um vieles vergrößerte, Abbildung eines von Marchant vertieft geschnittenen Sar-

donyx den Tod des englischen General Wolf darstellend. Marchant lebte gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts in Rom und wurde damals nächst Pichler für den besten Steinschneider gehalten, allein er soll, wie der Text berichtet, nach England zurückgekehrt aufgehört haben in diesem Fach der Kunst, worin er sich so rühmlich ausgezeichnet hatte, zu arbeiten.

Das achte Heft zum zweyten Bande gehörig, so wie die beyden nächstfolgenden enthalten drey und vierzig Kupfertafeln, (worunter zwey große als doppelt angerechnet sind) alles Abbildungen hoch und flacherhobener Arbeiten vom Minerven-Tempel zu Athen wie solche im Jahr 1785 noch an Ort und Stelle zu sehen waren. Der kurze Text giebt Auskunft über Bedeutung und Kunstverdienst dieser vom Geist des Phidias belebten Denkmale der glorreichen Perikleischen Zeit.

Dem neunten Heft ist noch beygegeben, oder vielmehr vorgesetzt: die sauber gestoche-

ne Abbildung einer 1786 in der Villa des Hadrian bey Tivoli aufgefundenen antiken Malerey, Glaucus und Sylla (vielleicht Scylla) darstellend, weitere Nachricht aber wird nicht davon ertheilt.

Im eilften und zwölften Heft werden, außer einem an die Spitze des Ganzen zu setzenden Bildniß des Sir Richard Worsley, den Titelblättern und Inhaltsanzeigen für beide Bände, auch einige Vignetten, die Restaurationen von den Propyläen und dem großen Minerven-Tempel auf der Burg zu Athen gefunden, und noch drey und zwanzig wirkliche Ansichten von Städten, Gegenden und bedeutenden Ruinen, welche der gedachte Alterthumsfreund und Kunstsammler auf seiner Reise in Griechenland, Aegypten, Kleinasien, Constantinopel und in der Krimm nach der Natur hatte zeichnen lassen. Mehrere derselben, ja die meisten sind gut gestochen, ein Blatt aber, Tempelruinen von Jonischer Bauart nahe bey Miletus darstellend, zeichnet sich

nicht nur durch schönen Stich von Fittler vor den andern aus, sondern ist überhaupt betrachtet sicherlich eins der angenehmsten Bilder im landschaftlichen Fach.

Forcella.

Von dem münzkundigen Marchese Erico Forcella ist im Jahr 1825 zu Neapel eine dem König zugeeignete Schrift in lateinischer Sprache erschienen unter dem Titel: Numismata aliquot sicula nunc primum edita. Sie enthält 41 Seiten Text in groß 4to und auf drey Kupfertafeln Abbildungen von funfzehn antiken, zum Theil sehr schönen, durchgängig seltenen, auf Sicilien Bezug habenden goldenen und silbernen Münzen. Die Abbildungen in geschabter oder vielleicht geätzter Manier erregen Vertrauen; sie sind ob-

schon eben nicht elegant doch mit vieler Sorgfalt verfertigt.

Eine große auf Hiero I. Tab. III. N. 1. unterscheidet sich von dem Exemplar welches Mionet abgegossen und seiner Sammlung von Abgüssen einverleibt hat, nur durch das gabelförmige Attribut im Grunde hinter dem übrigens ganz ähnlichen Kopfe des Hiero, auf der Kehrseite aber zeigt die jetzt durch Herrn Forcella bekannt gemachte Münze ein Viergespann, auch ist zwischen der den Wagen lenkenden Victoria und den Pferden ein Stern angedeutet, da hingegen die Kehrseite der Münze bey Mionet nur einen mit zwey Pferden bespannten Wagen zeigt; dazu fehlt der Stern. Visconti scheint uns vollkommen recht zu haben wenn er Iconogr. Vol. II. behauptet: dergleichen Münzen mit dem Bilde des Hiero I. seyen nicht zur Zeit als derselbe über Syrakus regierte, sondern später und zu seinem Andenken geprägt. Die andere Münze Tab. I. No. 5., welche auf Hiero II. Bezug

haben soll, unterscheidet sich von No. 334 unter den Mionetschen Abgüssen fast gar nicht, nur daß jenes Exemplar als von Silber, dieses als von Bronze angegeben wird. Wir zweifeln keineswegs daß sie während der langen Regierung dieses Königs geprägt sey, die Arbeit ist ganz vortrefflich und jener Zeit vollkommen angemessen. Herr Forcella scheint S. 16 des Texts die Meinung zu hegen daß der bärtige Kopf des Avers den Hieron selbst darstelle, es ist aber zuverlässig das Haupt des Neptunus und zwar von schöner würdiger Idee, welches auch der große Dreyzack auf dem Revers deutlich genug anzeigt.

Osterwald. Sicilien.

Die Voyage Pittoresque en Sicile, herausgegeben zu Paris von Osterwald, über welche in zweyen der vorigen Stücke, nehmlich

Band IV. zweytes St. und Band V. erstes St. Bericht gegeben, auch die vorzüglichsten in den neun ersten Lieferungen enthaltenen Prospecte namhaft gemacht worden, ist nunmehr bis zur zweyundzwanzigsten Lieferung fortgesetzt, welche dreyzehn neuen Lieferungen auf eben die Weise durchzugehen wir uns gegenwärtig bemühen wollen.

In der 10ten Lieferung heben sich die gefällig romantische Ansicht des in alten Steinbrüchen (Latomie) zu Syrakusa angelegten Gartens der Capuziner und die Ansicht des Kreuzganges im Kloster S. Maria di Gesu bey Palermo, den ernsten Charakter klösterlicher Einsamkeit aussprechend, hervor. Zu beyden Prospecten hat Graf Forbin seine an Ort und Stelle gezeichneten Entwürfe hergegeben, nach denen Romny und Renoux ausführliche Gemälde verfertigt, welche sodann, der Garten von Salathé, der Kreuzgang von Le Grand, sauber und geistreich geätzt worden.

In der 11ten Lieferung mag der Prospect von Tusa, den Huber malte und eben gelobter Salathé geätzt hat, ein effectvolles Mondscheinstück den meisten Beyfall sich versprechen.

In der 12ten die von S. Birmann Fils gemalte und von F. Hegui (Hegi) geätzte Ansicht des Capuziner-Klosters zu Taormina (Taurominium) ein landschaftliches Bild von wahrhaft erhabenem Styl, vergleichbar dem Besten was Poussin in diesem Fache gedichtet hat.

Die Ansicht des Monte-rosso von San Nicolosi her aufgenommen, in der 13ten Lieferung, ist zwar minder reich als jene des Capuziner-Klosters zu Taormina, sonst aber in demselben großartigen Geschmack. Ch. Bentley ätzte dieselbe nach einem Entwurf von Forbin welchen der Chevalier de Veze ausgemalet.

Von der 14ten Lieferung werden zwey Blätter, einzelne Tempelruinen zu Selinunt darstellend, gefallen weil sie ausgezeichnet sau-

der von Himely geätzt sind. Ein drittes Blatt, worauf man den hochliegenden Tempel der Juno Lucina zu Agrigent und Reste der alten Stadtmauern sieht, empfiehlt sich als großartiges Ganze und ist eben so reinlich als die vorangezeigten von Himely geätzt. Allen dreyen liegen Skizzen des Grafen Forbin zu Grunde.

In der 15ten zeichnet sich kein Blatt eigentlich aus, doch ist die Ansicht vom Innern des Concordientempels zu Agrigent, nach der Zeichnung des Grafen Forbin, von Reeve schön geätzt, die Haltung wohl beobachtet.

In der 16ten ist die Ansicht vom Aeußern der Kathedral-Kirche zu Syrakusa, vor Alters Minerventempel, des dargestellten Gegenstandes wegen merkwürdig, und ungefähr ähnliches Interesse gewährt die Ansicht eines Theils vom Innern gedachter Kirche in der 17ten Lieferung.

Unter den Blättern der 18ten Lieferung würden wir den Vorzug allenfalls der Ansicht

einer Wasserleitung in der Nähe von Paler-mo zugestehen, eine zwar einsame etwas öde und schroffe Gegend, aber die Formen der Berge sind vortrefflich, malerisch, großartig. Thales Fielding hat dieses Blatt geätzt.

Aus der 19ten Lieferung zieht das erste Blatt, die Aussicht über die Ruinen des Jupitertempels zu Agrigent darstellend, den Alterthumsforscher durch das Merkwürdige des Gegenstandes, den Kunstfreund aber als gefällige Landschaft an. Reste der Tempelmauern nehmen ein ganzes Feld ein worauf Heerden weiden, und so erregt diese Abbildung von der ehemaligen Riesengröße des berühmten Gebäudes eine weit sachgemäßere Vorstellung als durch Maaße und Zahlen zu erhalten ist. Die Ruinen der beyden höher gelegenen Tempel der Concordia und der Juno Lucina schmücken den Mittelgrund gar anmuthig. Dieses Blatt, nach dem Architekten Cockerell gemalt, ist von Bennet geätzt.

Hauptgegenstand eines anderen sehr kräftig nach Hubers Gemälde von Hegui geäzten Blatts eben der 19ten Lieferung ist das Fragment eines Theils vom Kopf und hochgehaltenen rechten Arm einer colossalen männlichen Figur, welche nebst anderen ähnlichen als Träger die Architektur des Tempels schmückte. Eine ganze dergleichen Figur, aus mehreren aufgefundenen Bruchstücken zusammengestellt, ist auf der dritten Kupfertafel eben dieser Lieferung abgebildet; nach Cockerell von Hegui sehr schön geäzt. Die Höhe der Figuren von denen besagte Fragmente herrühren, soll nicht weniger als fünf und zwanzig pariser Fuß betragen haben.

Den Ort bey Syrakusa wo nach alter Sage Timoleons Wohnung gestanden, findet man in der 20ten Lieferung abgebildet. Die Lage ist sehr anmuthig am Hang einer von Bäumen beschatteten Höhe mit Aussicht auf das Meer, die Stadt und den Hafen von Syrakus. Birmann hat diesen Prospect nach Forbins

Entwurf gemalt und Hegui schön aber in einigen Stellen vielleicht gar zu kräftig geätzt.

Die 21te Lieferung enthält 1) Eine weite Aussicht über einige Reste der alten Stadtmauer von Agrigent, den Tempel der Concordia, die Anhöhen worauf die Stadt lag, Meer und Küste; 2) den Platz vor der Domkirche zu Messina mit anliegenden Gebäuden; 3) wieder eine Aussicht über die Gegend wo das alte Agrigent lag; 4) Ansicht vom Innern der Steinbrüche (Latomie) zu Syrakusa. Alles sind Darstellungen denen es nicht an Interesse fehlt, doch zeichnet sich als Landschaft in malerischer Beziehung keine derselben aus.

Stadt und Schloß Modica hingegen in der 22ten Lieferung überrascht durch die sonderbare fast mährchenhafte Situation. Offener und dabey fast eben so romantisch ist die Aussicht auf das am Meeresufer dicht unter einem steilen Felsgebirge liegende Städtchen

Cefalu. Beyde Blätter nach Cassas, jenes von Salathé dieses von Himely geätzt.

Ein die Geschichte der Insel Sicilien von den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtigen im Allgemeinen umfassender Bericht, (Notice) welcher 40 Folio-Seiten einnimmt, ist bestimmt dem Werk vorgesetzt zu werden, welchem, in Gemäßheit der Ankündigung des Herausgebers, noch drey Lieferungen zur Vollständigkeit fehlen. Wir glauben jedoch über den Gesammt-Inhalt, wie auch über das Kunstverdienst vieler einzelnen Blätter, unsern Lesern bereits ausreichenden Bericht abgestattet zu haben, um die Schlußbemerkung wagen zu dürfen: daß kein anderes Werk über Sicilien einen so vortheilhaften Begriff von den Naturschönheiten dieser Insel und den ehrwürdigen Denkmalen alter Herrlichkeit und Kunstblüthe gewährt. Ferner auch: daß nicht leicht in der geätzten oder sogenannten Aquatinta-Manier trefflichere Blätter gefunden werden

als eben die angezeigte Voyage Pittoresque en Sicile enthält.

Goro. Pompeji.

Schön gedruckt in mäßigem Folioformat erschien 1825 zu Wien bey Mörschner und Jasper: Wanderungen durch Pompeji von Ludwig von Goro, Hauptmann im K. K. Genie-Corps.

Der Verfasser, seit 1821 wegen Dienstberuf im Königreich Neapel und vornehmlich in den Gegenden der ehemaligen Campania felix, nutzte die ihm gegönnte Zeit, Gelegenheit und Begünstigung, um den bis jetzt am Fuß des Vesuvs liegenden und wieder aufgedeckten Theil der seit dem Jahr 79 christlicher Zeitrechnung verschütteten Stadt Pompeji mit Fleiß und Aufmerksamkeit durchzustudiren, mehrere Plan- und perspectivische

Zeichnungen, auch einige von andern Gegenständen zu entwerfen und solche mit den nöthigen Erklärungen, Nachrichten und Anmerkungen zu begleiten. So führt er den Leser und Beschauer seines Werks durch den ganzen merkwürdigen Ort, wir möchten sagen durch die alte Welt von Pompeji, aus der Vorstadt die Straße der Grabmonumente entlang in das Thor und die bis jetzt aufgedeckten Gassen der eigentlichen Stadt, wo die Häuser, ihre Bauart, Einrichtung und Ausschmückung beschrieben werden, dann die öffentlichen Gebäude, Markt und Versammlungsplätze, Tempel, Hallen, Theater, Stadtthore, Ringmauern und Vertheidigungsthürme.

Die 176 gedruckte Folioseiten einnehmende Beschreibung mit den zwanzig Planen, perspectivischen Aufrissen, Durchschnittzeichnungen und Bildertafeln, theils lithographirt theils in Kupfer gestochen, verschafft denen die nicht so glücklich gewesen sind Pompeji zu sehen einen deutlichen Begriff und Ueberblick

dessen was daselbst geschehen, erworben und jetzt noch schuttbedeckt bey weiterem Nachsuchen zu hoffen ist; dem Unterrichtetern aber, der selbst den Ort in Augenschein genommen und die reichen, aus den so hier wie in dem weit tiefer verschütteten Herculanum hervorgezogenen Kunstdenkmalen veranstalteten Königlich Neapolitanischen Sammlungen, wird das Werk des Herrn von Goro, ungeachtet einiger zu breiten und eben so wenig der Gründlichkeit wegen empfehlenswerthen Stellen, wie z. B. die Seite 31 u. f. von den Leichengebräuchen der Alten, darum willkommen und belehrend seyn, weil in demselben die neuern bis im Jahr 1824 geschehenen Aufgrabungen bemerkt sind, auch die Ausbeute welche dabey gemacht worden.

In Beziehung auf die beygegebenen Bildertafeln ist noch zu melden, daß alle in Kupfer radirten Blätter, Plane, architektonische Zeichnungen, Umrisse nach Gemälden und Statuen reinlich behandelt sind; den lithographirten

perspectivischen Ansichten von der Gräber-Straße, vom Tempel des Quirinus und der Isis, wie auch vom Innern eines Hauses fehlt es an Bestimmtheit, die Schattenpartien erscheinen zwar kräftig genug aber trübe und unreinlich. Da nun diese Steindrücke, vermöge der Unterschriften aus einer lithographischen Anstalt zu Neapel hervorgingen, so mag nach ihnen zu urtheilen solche Kunst daselbst bis jetzt noch keine erheblichen Fortschritte gemacht haben.

Zwey in Kupfer gestochene Vignetten, eine den ebenfalls gestochenen Titel des Werks zierend, die andere über der Vorrede, stellen jene den großen Ausbruch des Vesuv im Jahr 79 nach Christi Geburt dar, diese die musivische Verzierung im Fußboden vor der Thüre eines Zimmers mit dem Wort Salve.

Vogel. Pilnitz.

Die Malereyen mit denen Herr Professor C. Vogel einen neuerbauten Saal im Königlich Sächsischen Lustschlosse zu Pilnitz bey Dresden ausgezieret, sind rühmlich bekannt. Eines von diesen Bildern, in einem der Winkel unter dem Kuppelgewölbe des Saales angebracht, hat der geschickte Dresdner Kupferstecher Herr A. Krüger, der seit einiger Zeit in Mayland sich noch weiter zu vervollkommnen sucht, mit lobenswürdigem Fleiß und Zierlichkeit in Kupfer gestochen. Herrn Vogels Gemälde stellt die Philosophie vor; schwebend, schön drappirt, in beyden Händen brennende Fackeln haltend. An ihren Seiten befinden sich zwey kleine Genien, der zur Linken liest in einem Buche, der andere, nach der Fackel gewendet, scheint sich an dem Licht derselben zu freuen. Die große weibliche Figur ist eine edle Gestalt mit dem ern-

sten ihr geziemenden Ausdruck; sie schwebt zwar leicht, ihre Gliederformen aber sind darum nicht mager, sondern haben die gemäßigte Fülle welche guter Styl und reiner Geschmack verlangen. Die Kinder bildete der sinnige Meister scherzhaft anmuthig; sie contrastiren daher vortrefflich gegen das Strengere im Ausdruck und Haltung der Hauptfigur. Noch eine verdienstliche Eigenschaft des Bildes darf nicht übergangen werden; die nämlich, daß alle drey Figuren, zur schönen Gruppe geordnet, in den dreyeckigen Raum auf den sie gemalt sind ungemein wohl passen und denselben füllen. Herrn Krügers Arbeit wird jeden Kenner und billigen Kunstrichter zufrieden stellen; sie ist von seltener Reinlichkeit, bestimmt und sehr ausführlich doch ohne anstößige Härte oder kleinlichen Ueberfluß. Seine Behandlung erinnert an die Kupferstiche des Albrecht Dürer und Hieronymus Wierx, welche er zu Mustern sich vorgenommen.

Wien.

Schon ist in diesen Heften des Werks der Kaiserl. Königl. Bilder-Galerie in Belvedere zu Wien, nach Zeichnungen Hrn F. von Perger und in Kupfer gestochen von verschiedenen guten Künstlern, mit verdientem Beyfall Erwähnung geschehen. Auch scheinet das Unternehmen vom Publicum hinreichend unterstützt zu werden, wie sich wenigstens aus der thätigen Fortsetzung und mitunter vorkommenden nicht ganz frischen Abdrücken der Blätter schließen läßt.

Gegenwärtig liegen die Hefte vom zwanzigsten bis zum fünf und dreyßigsten vor uns, woraus wir theils die im Stich am besten gerathenen Blätter, theils diejenigen welche merkwürdigen, durch gehaltvolle Erfindung sich auszeichnenden Gemälden nachgebildet sind, namhaft machen.

Im 20sten Heft ist Herrmann und Thusnelde, nach einem Gemälde der Angelika Kaufmann, ein schönes Blatt, zart und kräftig gestochen von C. Kotterba. Im 21sten verdienen das Votivgemälde des Paul Veronese die Madonne auf dem Thron sitzend, zwey knieend anbetende Nonnen und die Schutzpatronin derselben Sta. Catharina und Sta. Agnes darstellend, von Axmann, deßgleichen ein Christuskopf, angeblich nach Correggio von Ig. Krepp gestochen, das Lob sauberer Arbeit. Gleiche Anerkennung ist man Hagars Wiederaufnahme nach Pietro Berettini da Cortona, von J. Koratsch im 22sten Hefte schuldig. Im 23sten beloben wir den Sturz der Engel, nach Luca Giordano, von Eichsner und eine schöne Landschaft J. Boths von Rosmäsler jun. in Dresden. Im 25sten hat Hr. Axmann in der heiligen Justina, nach Pordenone, eines der vorzüglichsten Blätter geliefert; auch die Charitas nach Franceschini, von M. Hofmann, wie nicht weniger die

Landschaft von Wynants von vorgedachtem Rosmäsler sind den bessern beyzuzählen. Im 26sten Heft ist das Bildniß des Gaston de Foix, von Ign. Krepp in punctirter Manier gestochen, der ausgezeichneten Reinlichkeit wegen zu bemerken. Im 27sten das in einer malerischen und angenehmen Manier behandelte Blatt v. J. Pahsini, nach einem schönen Gemälde des N. Berghem. Heft No. 28 ist wahrhaftig geziert, durch das sehr schöne, von C. Kotterba gestochene Blatt nach Palma dem ältern, die Madonna mit dem Kinde, den Evangelisten Markus, die heilige Ursula und drey ihrer Jungfrauen darstellend. Im 29sten Heft ist Jesus unter den Schriftgelehrten, nach Joseph Ribera, genannt Spagnoletto, ein schöner kräftiger Stich von Bl. Höfel. Im 31sten hat J. Koratsch vornehmlich in der Spitzenmacherin nach G. Metsü sein Talent bewiesen.

Hier beginnt nun der dritte Band, dessen vorliegende vier Hefte, wie wir mit Ver-

gnügen bemerken, sämmtlich aus wohlgerathenen Blättern bestehn.

Im 32sten womit derselbe beginnt, ist, von Krepp, nach Parmegiano, Amor der Bogenschnitzer gearbeitet; der barmherzige Samariter nach J. Bassano, von Rosmäsler. Eine herrliche Landschaft nach Everdingen von Dobler und St. Johannes nach Murillo von J. Blasche gestochen. Im 33sten Heft bewährte C. Kotterba, in einem die Madonne mit dem Christkinde, einen Engel, die heilige Catharine und den heiligen Jakobus darstellenden Blatt nach L. Lotto, seine in mehreren andern Blättern erprobte Tüchtigkeit, eben so auch Ign. Krepp in dem schönen Portrait der schönen Prinzessin Isabella d' Este nach Tizian.

Im 34sten Hefte haben wir die Apfelschälerin nach Therburg von Kobatsch, im 35sten das Grab der Cäcilia Metella nach Pynacker von Tobler vorzüglich zu rühmen, aber auch von allen übrigen Blättern Gutes zu sagen.

und uns der allgemeinen Theilnahme willig anzuschließen.

Auch die Erklärungen der Bilder sind schätzenswerth, des Verfassers Urtheil in Lob und Tadel einsichtig und mäßig; weicht auch hie und da unsere Ansicht von der seinigen ab, so ist es auf eine Art die sich im Gespräch leicht ausgleichen würde und von der also hier die Rede nicht seyn kann.

Shakspear als Theaterdichter.

(Zu den Mittheilungen in's Morgenblatt, im Jahre 1816.)

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche

Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspear erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspear's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematisch ist. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakspear nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufäl-

lig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bey lebendiger Behandlung oft zusammenfließen: Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück, alles dreyes zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakspear's Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart das innerste Leben hervorzukeh-

ren gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem und man läßt sich's geistig genommen mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität, unsere Einbildungskraft ersezt alle Zwischenhandlungen die er ausläßt, ja wir wissen ihm Dank daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten", sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mislungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakspear

auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick wo dem todtkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolzirt. Dieses sind aber nur Momente, ausgesäte Juwelen, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Shakspear's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspear's großes Verdienst anerkennen, nur läugnen wir dabey, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn grade diese Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunct und bezieht auf diesen die Welt und das Universum.

Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beynahe ganz durch die zwey komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwey beliebten Schauspielern, die Amme wohl auch von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man daß diese beyden Figuren und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bey unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspear, wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bey König Johann und Lear können wir diese Ver-

gleichung anstellen, denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Machinerie und der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publicum gefallen ließ hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewissen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter

solchen Umständen waren Shakspear's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginiren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst Shakspear's Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt sich ganz allein an's Wirksame, alles andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit, zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der

Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte Schröder erregen, so wie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen aber doch nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke welches Shakspear redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich, Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt an's Meer und treffen den Alten der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakspear's hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer auf's neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakspear auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten.

Die Versuche, durch eine vortreffliche genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimarische Bühne bey redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspearisch Stück sehen, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bey der Vorstellung von Shakspear kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspear in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne wie wir oben weitläufig gesprochen einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze wonach solches geschehen, wollen wir ehestens

entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaction, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Plato,

als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Uebersetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß für alle seine Brüder eben so wie

für ihn gesorgt wäre; ein besonderes Buch, ein besonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf diesem allein sollen alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche sich einer ausschließenden Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war, ihre moralische Natur auf das vollkommenste auszubilden! was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine specielle Offenbarung zuzugestehen.

Doch es sey! diese Meinung wird immer bey denen bestehen die sich gern Vorrechte wünschen und zuschreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß seiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bey einem solchen Schriftsteller, der bey seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wohl schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände unter welchen er geschrieben, der Motive aus welchen er geschrieben, seyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn liest nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen, — das leisten viel geringere Schriftsteller — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen was andere seyn konnten, sondern die Erkenntniß dessen was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Uebersetzer bey uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wie-

land zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte.

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, wür-

de ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers seyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des platonischen Sokrates, denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die aristophanische für sein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der homerischen Gedichte und der so eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon giebt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen, der zwar die homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bey dieser Gelegenheit etwas zu sagen als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist

des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Mensch seyn, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden. Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu seinem Talente gekommen seyn. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Herz fähig gerührt zu werden; aber bey alledem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Tropf nimmt der platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst giebt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem homerischen Detail wenig verstehe und nöthigt ihn, da der arme

Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn das heiliger Boden ist, so möchte die aristophanische Bühne auch ein geweihter Platz seyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernst ist den Jon zu bekehren, so wenig ist es des Verfassers Absicht den Leser zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon sollte in seiner ganzen Blöße dargestellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beschämte Rhapsode; denn mit der Poesie hat das ganze Gespräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in diesem Gespräch, wie in andern platonischen, die unglaubliche Dummheit einiger Personen auf, damit nur Sokrates von seiner Seite recht weise seyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poesie gehabt, so würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht,

besser verstehe, der Wagenführer oder der Rhapsode? keck geantwortet haben: gewiß der Rhapsode: denn der Wagenlenker weiß nur ob Homer richtig spricht; der einsichts- volle Rhapsode weiß ob er gehörig spricht, ob er als Dichter, nicht als Beschreiber eines Wettlaufs, seine Pflicht erfüllt. Zur Beur- theilung des epischen Dichters gehört nur An- schauen und Gefühl und nicht eigentlich Kennt- niß, obgleich auch ein freyer Blick über die Welt und alles was sie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht mystificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung seine Zu- flucht zu nehmen? Wir haben in Künsten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuster von der Sohle urtheilen darf, denn der Künst- ler findet für nöthig subordinirte Theile hö- hern Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich selbst in meinem Leben mehr als einen Wa- genlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freylich hatte der Wagenlen-

ker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch recht die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fictionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz wo sie stehen zweckmäßig seyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen; so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges lobenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu daß er das Genie supplire,

und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen ohne daß man nöthig hätte, zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freylich bequemer ist vornehm hinweg zu sehen als das was sie leistet mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneykunde und Fischerey bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt fühle. Wahrscheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen aber

albernen Individui, eine Grille, die ihn bey seinem innigen Umgang mit homerischen Helden angewandelt seyn mochte, und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind als Jon sich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sey?

Mit wahrer aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freylich sehr betäubt dasteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heiliges Land ist, möchte das aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung, oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beytragen; denn die Zeit ist vorbey da die Sibyllen unter der Erde weissagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Collection des Portraits historiques de M. Le Baron Gérard, premier peintre du Roi, gravés a l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une Notice sur le Portrait historique. I. et II. Livraison. Paris. Urbain Canel, Éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés, No. 9. 1826.

Da uns die auf dem Titel versprochene Notiz über das historische Portrait nicht zu-

gleich mit den Kupfern zugekommen; so müssen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden suchen.

Unter einem historischen Portraite kann man verstehen daß Personen, die zu ihrer Zeit bedeutend sind, abgebildet werden und diese können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zustandes, oder auch in außerordentlichen Fällen vorgestellt seyn, und so möchten wohl von jeher viele historische Portraite einzeln gemalt worden seyn, wenn nur der Künstler treu an dem Zustand geblieben ist um einen solchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwey Hefte vorliegen denen noch vielleicht ein Dutzend folgen sollen, scheint auf etwas Ganzes und Zusammenhängendes zu deuten.

Der Künstler nämlich Hr. Gerard, im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigster Schüler Davids, gefälliger als sein Meister, kam in die bewegteste Weltepoche, welche je-

mals eine gesittete Menschheit aufregte; er bildete sich zur wilden Zeit, sein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künstler zuletzt allein sich das Publicum verpflichtet. In Paris als Künstler von Rang anerkannt malte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimischen und Fremden, hielt von jeder seiner Arbeiten eine Zeichnung zurück, und fand sich nach und nach im Besitz eines wahrhaft historischen Bildersaales. Bey einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Besuchenden, die sich nicht malen ließen und so vermag er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Interesse an dieser Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann ist der große Verstand des geistreichen Künstlers, der einer jeden Person ihre Eigenthümlichkeit

zu verleihen und fast durchaus auch ihre Umgebung individuell charakteristisch anpassend und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir gehen ohne weiteres Vorwort zu den Gemälden selbst, dasjenige was wir noch im Allgemeinen zu sagen hätten bis zum Schlusse versparend. Nur Eines haben wir zu erinnern: Wer an die Leistungen des pariser Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildnisse gleichzeitiger Männer oder der Galerie der Herzogin von Berry erwartet, wird sich nicht befriedigt, vielleicht abgestoßen finden. Hier ist, was man sonst so sehr zu schätzen wußte und noch von der Hand älterer niederländischer Meister theuer bezahlt, eine meisterhaft geistreiche Nadel, welche alles leistet was sie will, und nur will was zum Zwecke dient. Wer dieses erkennt und zugesteht wird sich auch in diesem Kreise gleich einheimisch finden.

Alexander der Erste,

Kaiser von Rußland, gemalt 1814.

Das Auftreten, oder vielmehr das auf sich selbst Stehen (pose) dieser allgemein gekannten, verehrten, majestätischen Person ist gar trefflich ausgedruckt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anstand, das ruhige Daseyn, sicher und selbstbewußt ohne mehr zu zeigen als es ist und war; die glücklich ausgedruckten Localtinten des frey nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunklen Uniform, des klareren Ordensbandes, der schwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zusammen dem Bilde viel Anmuth giebt.

Eben diesen Hut, flammenartig bebuscht, hält die Hand des rechten niedersinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, so ist es gar schön durch militairischen Schmuck des Kragens, der Ach-

sel- und Ordenszierden begleitet. Mit entschiedenem Geschmack ist das Ganze behandelt und wir müssen uns die Landschaft oder vielmehr Unlandschaft gefallen lassen. Die Figur ist auf großer Höhe gedacht, die hintersten Berge gehen nur ein weniges über den Fersen hin, und der Vordergrund ist kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir nichts dagegen zu sagen, denn dadurch steht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde und es scheint als wenn die Vastität der Steppe uns an das unermeßliche Reich das er beherrscht erinnern sollte.

Carl der Zehnte,

König von Frankreich.

Ein höchst merkwürdiger Gegensatz, eine wohlgebaute edelmännische Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen freylich höchstbedeutenden Lebensmomentes.

Der obere Theil dieser edlen Wohlgestalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Posament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch die Figur gut durchsehen, nachher aber umhängt ein kostbarer Mantel den unteren Theil, außer den linken Fuß, und reicht als schwere Wolke weit nach beyden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Scepter in der Rechten steht der Fürst neben Stuhl und Kissen worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeschlagenen Stufen, ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge, unter und neben welchen Säulen, Pilaster, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken lassen. Beyde beschriebene Bilder neben einander gelegt geben zu wahrhaft großen historischen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon,
König von Holland, gemalt 1806.

Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns sehen den wir persönlich hochzuschätzen so viel Ursache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Gesichte blickt er uns an, aber in solcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von sogenannter spanischer Tracht, in Weste, Schärpe, Mantel und Krause, mit Stickerey, Quasten und Orden geschmackvoll aufgeputzt, sitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles hellbefiedertes Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem starken Polster ein kurzes Schwerdt haltend, dahinter ein Turnierhelm, alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein schönes harmonisches Bild seyn; aber dem Sinne nach kann es

uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber seine kleinen höchst anmuthigen Gedichte, so wie über sein Tragödie Lukrezia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben, aber die Furcht ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich August,
König von Sachsen, gemalt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräsentation dar, so giebt das vorliegende den entschiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteristisch sichere Gestalt eines be-

jahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn zeigt sich in herkömmlicher Kleidung; er steht vor uns wie er lange vor seinem Hofe von den Seinigen und unzähligen Fremden gesehen worden: in Uniform, mehr der Hofsitte als militairischen Bestimmungen gemäß, in Schuh und Strümpfen, den Federhut unter dem Arm, Brust und Schultern mäßig mit Orden und Achselzierden geschmückt, ein regelmäßiges und ernst und treu anschauendes Gesicht, das Haar nach älterer Weise in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem solchen Fürsten ehrerbietig darstellen, seiner klaren Uebersicht vertrauend, unsere Angelegenheit vortragen und, wenn er unsere Wünsche gerecht und billig fände, einer wohlüberdachten Gewährung völlig sicher seyn.

Der Grund dieses Bildes ist einfach würdig gedacht, aus einem anständigen Sommerpalast scheint der Fürst so eben in's Freye zu treten.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans, gemalt 1817.

Ein würdiges Gesicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann wie er da steht zeigt sich in seinen besten Jahren, Ebenmaaß der Glieder, stark und muskelhaft, breite Brust, wohlhäbiger Körper, vollkommen geschickt als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erscheinen, die wir längst an Husaren, Uhlanen, in der neuern Zeit aber unter mancherley Abweichungen gewohnt worden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Posament und Quasten, an Riemen und Schnallen, an Gürteln und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrlich orientalische Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitabstehenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Tasche verbundenen Säbel. Ebenfalls ist die Figur sehr glücklich gestellt, und componirt vortrefflich;

die großen Flächen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen sich gar hübsch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünschen eine solche Figur auf der Parade gesehen zu haben, und indem wir dieses sagen, wollen wir gerade den landschaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant, auch wird ein gesatteltes Pferd, das sich nach seinem Herrn umsieht, dort gehalten. Die Aussicht nach der Tiefe hin ist rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund ist mit großem Geschmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers erkennen; aber freylich die Figur tritt eigentlich nur auf um sich sehen zu lassen, sie beobachtet nicht, sie gebietet nicht, deßwegen wir sie denn als auf der Parade sich zeigend nach unserer Art betrachten mußten.

Herzog v. Monte Bello,
Marschal Lannes, gemalt 1810.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier; ein schlanker wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geschmückt als nöthig ist um ihn an seiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung ist er dargestellt, und wer sollte in solcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerste Gefahr sich unbewegt erhalten dürfen. Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden, er steht zwischen den Trümmern einer Batterie die zusammengeschossen ist und zusammengeschossen wird; noch sausen die Splitter umher, Lavetten krachen und bersten, Kanonenröhren wälzen sich am Boden, Kugeln und zerschmetterte Waffen sind in Bewegung.

Ernsthaft, aufmerksam blickt der Mann nach der Gegend wo das Unheil herkommt, die geballte linke Faust, der scharf in den Hut

eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zusammengehaltener, zusammenhaltender Kraft, von Anspannung, Anstrengung und innerer Sicherheit; es ist auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint sey wissen wir nicht, aber es ist immer dieselbe Lage in die er sich so oft versetzt gesehen und die ihm denn endlich das Leben kostete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde sehr viel älter als im Jahr 1806, wo wir seiner anmuthigen Persönlichkeit, ja man dürfte wohl sagen schnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrscheinliche Rettung verdankten.

Carl Moritz von Talleyrand,
Prinz von Benevent ꝛc., gemalt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieser Sammlung vorwärts schreiten desto wichtiger

erscheint sie uns. Jedes einzelne Blatt ist von großer Bedeutung, welche zunimmt indem wir eins mit dem andern, vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen sahen wir einen der ersten Helden des französischen Heeres, heroisch gefaßt mitten in der größten augenblicklichsten Lebensgefahr; hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, sitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend.

Umgeben von einem höchst anständigen aber nicht prunkhaften Zimmer, finden wir ihn im schicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Kanapee liegend, eben als erwarte der Geschäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tischecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geschlagen, erscheint er voll-

kommen impassibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die epikurischen Gottheiten, welche da wohnen „wo es nicht regnet noch schneiet noch irgend ein Sturm weht“; so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her sausen. Begreifen läßt sich daß er so aussieht, aber nicht wie er es aushält. Sein Blick ist das Unerforschlichste; er sieht vor sich hin, ob er aber den Beschauer ansieht ist zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in sich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beschauenden; das Auge ruht in und auf sich, wie die ganze Gestalt, welche, man kann nicht sagen ein Selbstgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier physiognomisiren und deuten wie wir wollen, so finden wir unsre Einsicht zu kurz, unsre Erfahrung zu arm, unsre Vorstellung zu beschränkt, als daß wir uns von einem solchen Wesen einen

hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrscheinlicher Weise wird es künftighin dem Historiker auch so gehen, welcher dann sehen mag, in wie fern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annähernder Vergleichung gab uns das Portrait dieses wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Isabey, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dieß um forschender Liebhaber willen.

Ferdinand Imecourt,

Ordonnanz-Officier des Marschal Lefèbre, umgekommen vor Danzig 1807, gemalt 1808.

Also, wie das Datum besagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Contrast giebt uns auch dieses Bild. Die militairische Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thätigen, sein Tod auf einen Braven; aber in dem Incognito des Civilkleides ist jeder charakteristische Zug verschwunden. Gen=

tlemanartig in Stellung und Kleidung ist er eben im Begriff die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzusteigen; den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand gestützt, hält er einen Augenblick inne als sich umsehend ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Gesichts sind die eines verständigen gelassenen Mannes; die Gestalt von mittlerer Größe, anständiger Zartheit. In der Societät würden wir ihn für einen Diplomaten angesprochen haben; und es ist wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommne edle Prose einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwischen so bedeutenden welthistorischen Männern zu finden.

Graf und Gräfin Friese,

gemalt 1804.

Dieses Familienbild paßt recht gut zum

vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen gewesen.

Der Gemahl hat sich auf die Ecke eines ausgeschweiften dreyseitigen Tisches gesetzt und zeigt sich in einer sehr natürlichen glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und so paßt das augenblickliche nachlässige Hinsitzen auf einer solchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, sitzt und schaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichsam nach einem Eintretenden. Dießmal sind wir es, die Anschauenden, die wir glauben können auf eine so freundlich-höfliche Weise empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafstätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer sich ganz wohl zu behagen scheint. Wand und Pilaster, die freye Durchsicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannigfaltigen, anmuthigen, offe-

nen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild componirt sehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach colorirt, eine sehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

königliche Prinzessin von Würtenberg, Königin von Westphalen, gemalt 1813.

Dieses Bild spricht uns am wenigsten an, wie man in der Conversationssprache zu sagen pflegt. Eine mit Geschmack, der an's Prächtige hinneigt, gekleidete, wohlgestaltete Dame sitzt auf einem architektonisch mäßig verzierten Marmorsessel, dem es nicht an Teppich und Kissen fehlt; die niedergesenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu lesen; der linke Arm, auf ein Polster gestützt, zeigt die Hand in einer Wendung als hätte das nun erhobene Haupt

noch erst eben darauf geruht. Gesicht und Augen sind nach dem Beschauer gerichtet, aber in Blick und Miene ist etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beykommen kann. Die Aussicht nach Berg und Thal, See und Wasserfall, Fels und Gebüsch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten, aber das Ganze ist doch zu heroisch und wild gedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie diese stattliche Dame hier zu diesem feenhaften Ruhesitz gelangt.

Sodann entsteht noch die Frage über ein höchst wunderliches Beywesen. Warum setzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der von einigen leichten Zweigen umgeben in dem Teppich oder Fußboden skizzenhaft gebildet ist. Dieß alles jedoch beseitigt, mag dieß Bild als trefflich componirt gelten und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommen wohl colorirten Gemälde zugestehen.

Elisa,

ehemalige Großherzogin von Toskana,

und ihre Tochter

Napoleon Elisa,

Prinzessin von Piombino, gemalt 1811.

Das reichste Bild von allen welches zu dem mannigfaltigsten Farbenwechsel Gelegenheit gab. Eine stattliche Dame, orientalischer Physiognomie, blickt euch an mit verständigem Behagen; Diadem, Schleyer, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptsächlich über das Ganze dominirt; denn schon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf dessen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, seltsam schlank-

gestaltiges Hündchen, das unter dem linken Arm der Mutter sich behaglich fühlt. Das breite mit Löwenköpfen und Tatzen architektonisch verzierte weißmarmorne Kanapee, dessen wohlgepolsterter, geräumiger Sitz von der Hauptfigur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein stattliches Ansehen; Fußkissen und herabgesunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächst, deuten auf die mannigfaltigste Färbung. Der Hintergrund, wahrscheinlich in mildem Lufton gehalten, zeigt hoher dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Säulen ruinenartig, eine milde Treppe, die in's Gebüsche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantischen Kunstanlage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwältigt, und so geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem Großherzogl. Florentinischen Landsitz befinden.

Madame Recamier,

gemalt 1805.

Zum Abschluß dieser Darstellungen sehen wir nun das Bild einer schönen Frau, das uns schon seit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von stillem Wasser angespülten Säulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buschwerk geschlossen, hat sich die schönste anmuthigste Person, wie es scheint nach dem Bade, in einen gepolsterten Sessel gelehnt: Brust, Arme und Füße sind frey, der übrige Körper leicht, jedoch anständig bekleidet; unter der linken Hand senkt sich ein Shawl herab zu allenfalsigem Ueberwurf. Mehr haben wir freylich von diesem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu sagen. Da die Schönheit untheilbar ist und uns den Eindruck einer vollkommnen Harmonie verleiht, so läßt sie sich durch eine Folge von Worten nicht darstellen. Glücklich schätzen wir die welche

das Bild, das gegenwärtig in Berlin seyn soll, beschauen und sich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieser Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunstwerkes aus? es ist und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt, durch die sorgfältigste Ausführung, vollkommen in's Leben tritt. Und so müssen wir denn auch dieses Bild, wie die sämmtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in seiner Art bedeutend, charakteristisch und gehörig ansprechend anerkennen.

Steht es nun freylich nicht in unserm Vermögen, die äußern Vorzüge einer schönen Person mit Worten auszudrücken, so ist doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß sittlicher und geselliger Bezüge zu erhalten; deßwegen wir uns nicht versagen können, mitzutheilen wie sich über diese merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neuesten Tagesblätter vernehmen lassen.

„Die letzte und lieblichste dieser Gestalten ist Madame Recamier. Niemand wird sich wundern, dieses Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenossen beygesellt zu sehen. Eine Freundin der Frau von Stael, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu solchen Ehren berechtigt, wüßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unabläſſig die vorzüglichsten Männer aller Parteyen bey ihr versammelt hat. Man darf sagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Hasses, durch Annähern der Meinungen, sie die Unbeständigkeit der Welt gefesselt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe sich von ihr entfernen können. Diejenigen welche glauben möchten, ihr Geist sey die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichsten Menschen, der Wiederschein eines andern Gestirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, solche sind ihr niemals näher getreten. Wir

wollen zwar nicht untersuchen, ob nicht mit sechzehn Jahren die Sorge für den Putz und sonstige Hauptgeschäfte desselbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu lassen; aber jetzo wäre es unmöglich so viel Geschmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu gestehen, daß sie immer Elemente dieser Eigenschaften besessen habe."

„Ohne etwas herausgegeben, vielleicht ohne etwas niedergeschrieben zu haben, übte diese merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwey unsrer größten Schriftsteller. Ein solcher ungesuchter Einfluß entspringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeistern, sich selbst zu entzünden bey'm Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen welche wissen wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer

ist, die euch zuhören, daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in Andern erweckt, solche Personen werden niemals erstaunen über Corinna's und des Verfassers der Märtyrer leidenschaftliche Freundschaft für die Person, welche sie außerhalb Frankreich begleitete, oder ihnen in der Ungunst treu blieb. Es giebt edle Wesen die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen; das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dieß ist das Geheimniß des Einflusses der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals so viel Uneigennutz, Bescheidenheit und Berühmtheit vereinigt. Und wie sollte man sich nicht freuen, ein durch die Kunst so wohl überliefertes Bild einer Frau zu besitzen, welche niemals auf mächtige Freundschaften sich lehnte, als um das unbekannte Verdienst belohnt

zu sehen; die nur dem Unglück schmeichelte und nur dem Genie den Hof machte."

Ueberliefert nun werden uns diese Bilder durch eine höchst geistreiche Radirnadel. Man kann sich denken daß Herr Gerard zu einem Werke, das eigentlich seinen Ruf als denkender Künstler begründen soll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es ist von großem Werthe wenn der Autor seines Uebersetzers gewiß ist, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beyfall zu gewähren. Es ist ein solches Sentiment in seiner Nadel und der Abwechselung derselben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenstandes nirgends vermißt wird, es sey nun in den zartesten Puncten und Strichlein mit welchen er die Gesichter behandelt, durch die gelinden womit er die lichten wie die Localtinten andeutet, bis zu den starken und stärkern womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Lo-

calfarben auszudrücken weiß; wie er denn auch auf eine gleichsam zauberische Weise die verschiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet und so einen jeden der Auge und Sinn für solche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir stimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war diese geistreich skizzenhafte, obschon genugsam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünschen wir daß man bey'm Abdruck die Platten sorgfältig behandeln möge, damit sämmtliche Kunstliebhaber auf eine wünschenswerthe Weise befriedigt werden können.

Joseph Haydn's Schöpfung.

Aufgeführt
an dessen Geburtstage den 31. März 1826.

Das Andenken eines Mannes sey heute festlich bey uns aufgefrischt, der durch den größten Thei. eines Jahrhunderts als neue geistige Quelle des Schönen auf Erden, als leuchtender Stern am Horizonte des Kunsthimmels erschien, auch noch fortleuchtet und fortfließt durch Breiten und Weiten der Welt.

Joseph Haydn ist den 31. März 1732 (1733) zu Rohrau, einem Dorfe in Unter-Oesterreich, wenige Stunden von Wien, also vor etwa 94 Jahren geboren. Daß sein Vater ein Wagenbauer daselbst gewesen, die Harfe gespielt und das Mütterchen dazu gesungen habe ist bekannt genug; daß aber die guten Eltern in diesem ihrem Joseph ein Rad in die Welt setzen sollten, das durch folgende

Zeiten unaufhaltsam fortrollen werde, dürften sie wohl schwerlich dabey geahnet haben.

So schläft das Saatkorn einer noch unbekannten süßen Frucht in der Nachbarschaft der Nabe eines Rademachers; wie denn die alte Natur fort und fort überall Neues und Dauerndes hervorbringt: denn die Wirkung unseres Freundes geht seit sechzig und mehr Jahren wie ein Silberfaden durch die Kunstgeschichte; sie hat sich in tausend Aeste verbreitet und verzweigt, daß ihr kein Ende abzusehen ist.

Bleibt unsrer heutigen Muße nicht so viel Zeit, solch ein thätiges schönes Leben vollständiger vorzulegen, so bemerken wir, daß ja Vieles davon gedruckt zu lesen sey; und wer ist von uns so jung, daß er nicht durch des Mannes Herrlichkeit belebt und erquickt worden wäre. Die beste Geschichte dieses Kunstherrn und Meisters steht in unsern Busen eingedruckt.

Hier aber werde noch einmal wieder erinnert, daß wir in Haydn nicht etwa ein vorzügliches Nachbild, sondern ein ächtes Originalgenie vor uns haben, das sich nach Form und Gehalt aus seiner Vorzeit wie ein Phönix erhebt.

Zwar gehörte der Zustand der Musik in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keineswegs zu den geringen, alle Provinzen des festen Landes erfreuten sich unschätzbarer Talente; aber die Kunst überhaupt war von ihrem Ursprung entfernt und in ihren Theilen zertrennt, es waren Künste geworden in der Mehrzahl, und ein Rangstreit unter ihnen ward selbst von Philosophen begünstigt, welche berufen sind Geistiges in Reih' und Glied zu stellen.

Noch war das Theater ein Vereinigungsort, der ein Ganzes hätte festhalten sollen, wo aber die Zersplitterung erst recht offenbar erschien, indem eine jede der Künste die andere zu überbieten, ja zu beherrschen dachte,

bis die verschmähteste unter ihnen, die Musik, das Feld gewann. Denn wer wollte leugnen, daß die Oper das Drama weit hinter sich gelassen hat, wenn man bemerkt, wie die Poesie sich subordiniren mußte und wie wenig sie für sich allein ausrichtete; mit welcher Obermacht der Kapellmeister alles bescептert, wenn jeder andere Dirigent sich im Winkel halten muß.

Freylich war der Oper ein ernsthafter hoher Styl, ja ein tiefer Sinn geblieben, indem sie sich im Kreise der Götter- und Heldengeschichte oder großer Weltbegebenheiten bewegte, worin das Allgemeine das Besondere nicht ausschließt. Denn daß Händel, ein deutscher Genius, dadurch zu ernsten Fortschritten angeregt worden, ist gewiß. Aber auf dem vaterländischen Boden fand er keinen Wirkungskreis, den er in der Fremde suchen und so auch in der Fremde den Ruhm seines Namens finden mußte. Ja wer wäre so unbekannt mit unsrer Kunst, der nicht wissen

sollte, wie wir uns noch heute die kräftigsten Originalwerke deutscher Componisten nur durch Zurücksetzung in unsre Sprache wieder aneignen können. Genug, eine deutsche Musik war da, mächtig, edel, tief, groß, doch unbekannt mit sich selber und fremd in ihren Formen.

Endlich erscheint unangemeldet, auf der Gränze zweyer Nationen, in der Krippe einer Stellmacherwerkstatt, das auf Erden arm geborne neue Wunderkind, das unsere Kunst von dem Gängelbande und fremden Formenwesen erlösen soll, sieht fromm und klug aus sich heraus in die frische grüne Welt, nährt sich von Säften süßer Blüthen und bringt den goldnen Honig zum Stocke.

Wer aber wollte noch ein neueres Lob ersinnen unseres Helden, den sich schon zwey Generationen angeeignet haben? Doch dem Einzelnen sey es erlaubt, nach bedächtiger Selbstprüfung seinen Antheil daran zu beurkunden. So hat mir, beynahe funfzig Jahre

her, das eigne Ausüben und Anhören seiner Werke eine wiederholte Total-Empfindung mitgetheilt, indem ich dabey die unwillkührliche Neigung empfand, etwas zu thun, das mir als gut und gottgefällig erscheinen möchte. Das Gefühl war unabhängig von Reflexion, und ohne Leidenschaft.

Und hierdurch werde ich erinnert an den Vorwurf zu denken, den man Haydn machen wollen: seine Musik ermangle der Leidenschaft. Hierauf nun erwiedere ich Folgendes: Das Leidenschaftliche in der Musik, wie in allen Künsten, ist leichter als man denkt, schon weil es leichter nachempfunden wird; es ist nicht ursprünglich, die Gelegenheit bringt es hervor, und nach dem Begriffe der Alten verdeckt es die reine Natur und entstellt das Schöne. Haben südlich gesinnte Theoristen die Leidenschaften als Bedingung aller Kunst aufstellen wollen, so mögen sie darüber auch nicht getadelt werden, am we-

nigsten von uns, die wir nicht ihres Klima's sind.

Unser Haydn ist ein Sohn unsrer Zone, und wirkt ohne Hitze was er wirkt; wer will denn auch erhitzt seyn? Temperament, Sinn, Geist, Humor, Fluß, Süße, Kraft und endlich die ächten Zeichen des Genie's: Naivetät und Ironie, müssen ihm durchaus zugestanden werden. Sind nun die hier genannten Elementartheile, welche ohne Wärmestoff nicht denkbar sind, Haydnsche Eigenheiten, so begrüßen wir seine Kunst als antik im besten Sinne, und daß sie modern sey ist, unsres Wissens, nicht bestritten worden, was auch schwer gelingen möchte, da alle moderne Musik auf ihm ruht.

Ob nun diese unserm Freunde zugestandenen Eigenschaften auf die Ursache hindeuten, weßhalb er nicht thätiger für das Theater gewesen, dieß möge dahin gestellt seyn; daß aber der Grundaccord seines ganzen Genius kein geringerer sey als der sichere Ausdruck

einer freyen, klaren, keusch geborenen Seele, wünschte ich wohl so wahr und warm aussprechen zu können als ich es fühle. Auch bin ich es nicht allein, auf den seine Productionen solche Wirkungen ausüben. Wollte Jemand einzelne Beyspiele des Gegentheils anführen, so würde ich mich alsobald durch Haydn's Symphonieen und Quartetten zu schützen wissen, die allein ganz sein eigen sind, und worin keiner über ihm steht. Diese seine Werke sind eine ideale Sprache der Wahrheit, in ihren Theilen nothwendig zusammenhängend und lebendig. Sie sind vielleicht zu überbieten, aber nicht zu übertreffen. Macht man ferner einen Unterschied zwischen Gesangs- und Instrumentalmusik, nicht ohne Hinsicht auf ihre Zusammenwirkung, so ist eben hier Haydn auch an seiner Stelle: seine Begleitungen haben ein mitgewachsenes Verhältniß zum Ganzen, sie treten ein und ab, sie reden mit, einzeln und massenhaft, aber sie lasten nicht.

An die nur kurz mir gegönnte Zeit erinnert, gedenke ich noch etwas von seiner Persönlichkeit dem Gesagten anzufügen. Hier nun finden sich alle Nachrichten übereinstimmend, daß sowohl sein öffentliches, als auch sein einsames kunstgeschmücktes Leben dem angegebenen Sinne seiner Werke gemäß war. Hiernach mögen als Beleg schließlich einige seiner gelegentlichen Aeußerungen, wie ich sie von gutem Munde weiß, freundlich aufgenommen werden.

Der Dichter Carpani setzte seinen Freund Haydn zur Rede: Wie es doch zugehe, daß seine meisten Kirchenstücke gar zu munter, ja humoristisch-leichtfertig gerathen seyen? Hierauf antwortete Haydn:

„Ich weiß es nicht anders zu machen; wie ich's habe so geb' ich's; wenn ich aber an Gott denke so ist mein Herz so voll Freude, daß mir die Noten wie von der Spule laufen. Und da mir Gott ein fröhliches Herz

gegeben hat, so wird er mir's schon vergeben, wenn ich ihm fröhlich diene."

Ein andermal fragte Carpani: Wie Haydn in der Schöpfung ein so herrliches Bild des Sonnenaufgangs habe darstellen können? Darauf ward geantwortet: „Ich stellte mir den Vater des Lichts vor mit Stahl und Stein in Händen und als die beyden Härten aneinander geriethen, so war der Funke da, aus welchem das prächtige Licht hervorstrahlte." Irgend Jemand hat dieß Bild subaltern und kindisch finden wollen; mir ist dabey die uralte Fabel des Prometheus klar geworden, ja ich wüßte mir kein erhabneres Bild zu denken als das allmächtige Licht im Funken, das Allergrößte im Kleinsten, das Fließendste aus dem Härtesten, das Allerhellendste aus der Dunkelheit, und worüber uns die Weisen aller Welt noch Belehrung geben sollten, das hätte der Künstler unserm feinsten Sinne geoffenbart.

Joseph Haydn starb am 31. May 1809 zu Wien; sein letztes Werk, die Jahreszeiten, ist immer noch nicht genug anerkannt, aber es bleibt die Krone der musikalischen Werke seiner Zeit.

3.

Brasilianisch.

Schlange, halte stille!
Halte stille, Schlange!
Meine Schwester will von dir ab
Sich ein Muster nehmen;
Sie will eine Schnur mir flechten,
Reich und bunt wie du bist,
Daſs ich sie der Liebsten schenke.
Trägt sie die, so wirst du
Immerfort vor allen Schlangen
Herrlich schön gepriesen.

Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une Notice biographique et litéraire. 4 voll. in 8.

In dem Augenblick, da der deutschen Nation die Frage vorgelegt wird, in wiefern sie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, muß es angenehm seyn zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachbarnation darstellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutschem Bestreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das wenigste gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen daß wir Deutsche gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Ur-

theil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neusten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns selbst schätzten, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben daß Franzosen sich entschieden überzeugten: bey dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gehe bey seinen Productionen mit dem besten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht abläugnen; und nun mußte freylich aus einer solchen Uebersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbei-

ten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen, und sich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn sie Schiller's Kabale und Liebe in drey Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drey Theatern günstig aufnehmen; wenn sie Musäus Mährchen übersetzen: so sind Lord Byron, Walter Scott, und Cooper bey ihnen gleichfalls ein-

heimisch, und sie wissen die Verdienste Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den sie nehmen Acht giebt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freysinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich dieß ein jeder, den es angeht, gesagt seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen nicht längst erreichten Standpuncte günstiges oder ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen. Dieß sey hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übri-

gen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bey uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes Schuld, die Originalität. Alles was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Uebermaaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bey Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern, denn alle sind in einem verschiedenen Geist verfaßt. Wenn man von einem zum

andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann freylich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannigfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister die sich genug erhoben, um es zu begreifen; kräftig genug sind ihm zu folgen."

„Es giebt Menschen deren stark ausgesprochener Charakter uns Anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters; sie gewinnen wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich

selbst; man erräth oft so wenig wo er hinaus will, er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst, und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frey wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.“

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo jeder sich beeilt über das zu spotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publicum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth

einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen, der Eitelkeit nicht zu verstehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen."

„Als Goethe seine Laufbahn antrat war die Literatur in Deutschland in einem Zustande wie ohngefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen was man hatte und wußte nicht was an dessen Stelle zu setzen wäre, man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach, man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an

den Zorn der beyden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten."

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er den Stoff seiner Productionen in sich selbst zu suchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Gewöhnung an, woran er sein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realisiren, was ihn erfreut, geschmerzt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er, seiner Art die äußern Gegenstände zu betrachten eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegungen zu beschwichtigen. Dieses bezeugt er uns selbst, und sein ganzes literarisches Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen zusammengefaßt. Liest

man ihn, so muß man von dem Gedanken aus- gehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Gei- stes Bezug habe: man muß darin die Geschich- te der Gefühle suchen, wie der Ereignisse, die sein Daseyn ausfüllten. Also betrachtet ge- ben sie ein doppeltes Interesse, und dasjeni- ge was man für den Dichter empfindet ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden, als einen Menschen zu sehen, begabt mit reiner Empfindungsfähig- keit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der sich mit voller Frey- heit dieser hohen Eigenschaften bedient, un- abhängig von allen Formen, durch das Ueber- gewicht seines Geistes die eine nach der an- dern brauchend, um ihnen den Stempel sei- ner Seele aufzuprägen. Welch ein Schau- spiel, einen kühnen Geist zu sehen, nur auf sich selbst gestützt, nur seinen eigenen Einge- bungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Be- lehrenderes als sein Bestreben, seine Fort-

schritte, seine Verirrungen? Aus diesem Gesichtspunct verdient unser Dichter betrachtet zu werden, und so werden wir ihn in diesen Blättern beschauen, bedauernd daß ihr Zweck unsre Studien über ihn nur auf seine Theaterstücke beschränkt hat und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen sein Leben nur oberflächlich zu skizziren.“

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in den Mitschuldigen, edler und freyer im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Faust manifestirt:

„Die Unbilden welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspear's veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen

Sinnesart hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Mysticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreyte, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.“

„Aber indessen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in

jene Zeiten freyer Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseyns klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen freysinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothischer Gebäude, besonders des Doms zu Strasburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geschichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand schrieb, bot ihm das Muster das er suchte und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte."

„Götz von Berlichingen ist ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechszehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte es auszu-

bilden und in Verse zu bringen, entschied sich solches in dem Zustand wie wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten, um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet daß im Götz kein Wort sey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bey die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen: das Mittelalter sey eigentlich der Held dieses wunderlichen Drama's, man sieht es leben und handeln, und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche, sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, in's Geschäft eintretend, eine Zeitlang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauheit seiner Jugend verliert, und sich unbewußt zu einer zweyten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben so viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in der Folge behandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Dom zu Köln.

Die Vorhalle nach den Ergänzungen von Sulpiz Boisserée, gezeichnet von G. Moller. Probedruck der von Leisnier radierten Anlage. Zustand der Platte im Frühjahr 1825.

Unsrem Ermessen nach kann das hier anzuzeigende Blatt für ein wahres Meisterstück in seiner Art gelten. Im Ganzen ist die Haltung sowohl als die Luftperspective trefflich beobachtet, die Beleuchtung nicht gar zu künstlich sondern alle gewaltsamen Schatten und Gegensätze mit Sorgfalt vermieden, das von einfallenden Sonnenstrahlen bewirkte Dunstige im entferntern Theile des Gebäudes nach der offen stehenden Hauptpforte hin, durch welche so eben eine Procession einzieht, thut die beste malerische Wirkung.

Ueberhaupt genommen möchte sich keine große Anzahl architektonischer Darstellungen

in Kupferstich finden welche der gegenwärtigen an Deutlichkeit, räumlichem, großartigem vom Ganzen bewirkten Eindruck gleichzuschätzen wären; so hochgewölbt, steinern, fest, auf ewige Dauer berechnet scheint alles übereinander gebaut dazustehen, auch die im Costume der Vorzeit auftretenden Figuren welche das Ganze zweckmäßig staffiren, verdienen ehrenhafte Erwähnung. Was der Grabstichel durch zartere Ausführung zum guten oder bessern Ansehen dieses in allen Theilen verdienstlichen Kupferblatts noch hinzufügen könne, wird die Folge ausweisen, dem bloß auf das Wesentliche sehenden Kunstfreund ist Herrn Leisnier's Arbeit jetzt schon vollkommen genügend.

Nachschrift.

Diese Platte wird von demselben Künstler mit dem Grabstichel ausgeführt. Sie gehört zu dem bekannten Werke dessen Fortsetzung durch den Tod eines Kupferstechers und andere

hemmende Umstände verzögert worden. Es sind seitdem Vorkehrungen getroffen, das Werk in desto schneller aufeinander folgenden Lieferungen zu vollenden.

S t e i n d r u c k.

M ü n c h e n.

Dem Werk von der K ö n i g l. B a i e r i s c h e n G e m ä l d e s a m m l u n g z u M ü n c h e n und S c h l e i s h e i m widmeten wir seit geraumer Zeit theilnehmende Aufmerksamkeit und haben seiner in diesen Heften mehrmals Erwähnung gethan; wir fanden uns zur Beachtung desselben um so mehr aufgefordert als die Lithographie darin zuerst wetteifernd mit der Kupferstecherkunst auftrat, und die schnell aufeinander gefolgten Verbesserungen so im kunstmäßigen Verfahren wie in den mechanischen

Mitteln am deutlichsten können wahrgenommen werden.

Mögen die lithographischen Arbeiten welche Herr Strixner in Stuttgart nach Gemälden der in ihrer Art einzigen Sammlung der Herren Boisserée und Bertram ausgeführt eben so ehrenwerth seyn, einiges vielleicht der Bewunderung am allermeisten würdig; so ist doch auch dieser wackere Künstler aus der Münchner Anstalt, Wiege der Lithographie, hervorgegangen, hat selbst zu dem Galerie-Werk sehr schätzbare Blätter geliefert, und was er leistet ist als Erfolg der dortigen ursprünglichen Bemühungen zu betrachten.

Gewilligt nun abermal den Stand der Lithographie und die in solchem Fach geschehenen Fortschritte im Allgemeinen zu betrachten, geben wir vorerst Bericht über die am besten gelungenen Blätter der vier neu erschienenen Hefte, nämlich des 34. 35. 36. und 37sten.

Das Hauptblatt aus dem 34sten Heft stellt den Erlöser dar auf Wolken, getragen von den

Symbolen der vier Evangelisten und zwey kleinen an Schultern und Füßen geflügelten Engeln, nach Francia (vermuthlich Giacomo Francia, Sohn des berühmten Francesco) von Piloti mit Verstand, Geist und Sorgfalt auf Stein gezeichnet.

Auch die von Hohe gezeichnete Pferdeschwemme nach Ph. Wouwermanns mag man den guten lithographischen Blättern beyzählen.

Gleiche Anerkennung verdient die im 35sten Heft befindliche Madonne auf dem Thron, an dessen Stufen St. Antonius von Padua und ein Heiliger in bischöfflichem Gewand, vielleicht St. Augustinus, stehen, nach Jakob Bassano von Flachenecker gezeichnet.

Dem 36sten Heft gereicht zur Empfehlung: eine auf der Flucht nach Aegypten ruhende heilige Familie mit zwey sie begleitenden kleinen Engeln, nach Tobar, einem guten spanischen Maler der von 1678 bis 1758 lebte und den Murillo nachzuahmen beflissen war. Die

Figuren dieses Werks erheben sich zwar durch Styl nicht über gemeine bürgerliche Natur, aber die Erfindung ist anmuthig und wohlvertheiltes Licht, in sinnreicher zarter Abstufung, verbreitet gefällige stille Ruhe über das Ganze.

Eine noch besser gelungene lithographische Arbeit aber aus dem genannten Heft, ja ein Meisterstück seiner Art ist das Bild des Giorgione, nach dessen eigenhändigem Gemälde von Flachenecker gezeichnet. Zarte Behandlung, wohl beobachtete Massen von Licht und Schatten, belebter Ausdruck, Kraft und Deutlichkeit in allen Theilen lassen einige wenige, vermuthlich dem Vorbilde zur Last fallende, Disproportionen leicht übersehen.

Der Pferdestall nach Ph. Wouwermanns von F. Hohe gezeichnet, verdient kaum weniger Lob. Das Blatt nimmt sich im Allgemeinen sehr kräftig aus, die menschlichen Figuren sind geistreich, die Thiere schön gestaltet, voll Bewegung und Leben. Selbst das vierte Blatt in diesem Heft: Ein Dorfsiedler

in der Schenke, nach D. Teniers, von Winterhalder, ist gute mit Geist aufgefaßte Nachbildung.

Heft No. 37. enthält zwey Blätter, welche ohne Bedenken zu den allerbesten Erzeugnissen der Lithographie dürfen gezählt werden; das erste stellt zwey Satyrn dar, von denen der zunächststehende, Halbfigur ganz von vorne gesehen, eine Traube hält; der andere, dessen Profilgesicht, linke Hand und weniges vom Arm nur gesehen wird, trinkt aus einer Muschel. Das Charakteristische in Gestalt und Zügen, die Wahrheit, das Leben im Ausdruck, Deutlichkeit, Rundung und Uebereinstimmung aller Theile, kräftige klare Schatten und vollkommen wohl beobachtete Haltung lassen nichts zu wünschen übrig. Herr Piloti hat dieses vortreffliche Werk nach einem Gemälde von Rubens auf Stein gezeichnet.

Das andere, die Bewunderung des Beschauers in Anspruch nehmende Blatt, zeichnete der so eben gelobte Piloti nach würdigem

Vorbild des Paris Bordone. Es ist das Portrait einer schönen Frau, halbe Figur, in dunklen Sammt gekleidet, reich mit Perlen und Juwelen geschmückt. Da steht sie die Herrliche, Junonisch gebietend; der Kopf, die Brust leuchten gleichsam, blenden durch Lichtgewalt und Gewalt ihrer Reize. Die zierlich geordneten Haare allein könnten, sollten sogar besser ausgeführt seyn, indessen läßt sich vermuthen das Gemälde sey in diesem Theile beschädigt und ausgebessert.

Fast geräth man in Versuchung nach der Ursache zu fragen, wodurch die Herausgeber sich bewogen fanden solchen vortrefflichen Blättern die nicht erfreulich ausgefallene Familienscene nach P. de Hooghe beyzugesellen.

Stuttgart.

Von der Sammlung der Herren Boisserée und Bertram, lithographirt von Strixner,

liegt die 13te und 14te Lieferung nebst dem zur 15ten gehörigen Christusbildniß nach Hemling vor uns.

In der dreyzehnten befinden sich zwey Blätter, nach Flügelbildern von Albrecht Dürer im Jahre 1523 für die Hauskapelle eines Köllnischen Patriziers gemalt. Auf dem einen Joseph und Joachim, auf dem andern Simeon und Lazarus, letzterer in bischöfflichem Ornat, weil er nach seiner Auferweckung der erste Lehrer des christlichen Glaubens in Marseille gewesen seyn soll. Das Mittelstück zu diesen Flügelbildern ist nicht auf uns gekommen.

Auf dem dritten Blatte sieht man den auferstandnen Christus nach Hemling, die Figur in derselben Größe wie die vorgenannten Heiligen.

Die Besitzer der Sammlung haben diese ganz selbstständige Figur aus dem reichen Gemälde von Hemling herausgenommen, aus welchem sie bereits die Geburt und das Pfingst-

fest gegeben, und zwar um das Doppelte vergrößert; auf einem einfachen gelben Hintergrund, mit Beseitigung der landschaftlich fortlaufenden und übergreifenden episodischen Darstellung. Oben genannte Flügelbilder erhalten dadurch einigermaßen ein passendes Mittelstück.

Man durfte sich übrigens diese Vergrößerung gar wohl erlauben, da Hemling's Gemälde vollkommen ausgeführt ist, so daß bey Nachbildung in's Größere nichts hinzugethan zu werden brauchte. Es ist als wenn man das Gemälde durch eine Loupe sähe. Insofern, und weil die ersten Bilder dieser Sammlung in sehr verkleinertem Maaßstabe lithographirt werden mußten, ist es ganz willkommen und lehrreich ausnahmsweise auch einmal das Umgekehrte zu sehn.

Die 14te Lieferung enthält ein weibliches Bildniß nach Lucas Kranach, ferner die Ruhe in Aegypten, nach einem unbekannten deutschen Meister aus dem Ende des funfzehnten

Jahrhunderts, welcher die Landschaft sich zu seinem Hauptzwecke vorsetzte und sie mit großem Erfolg zu behandeln wußte. Drittens folgt die Predigt des heiligen Norbert, Bischoffs von Magdeburg, gegen den Gottesläugner Tanchlin in Antwerpen, von Bernhard von Orley, bewundernswürdig lithographirt von Bergmann, einem Schüler Strixners, von welchem letzteren zu diesem wie zu allen übrigen Blättern die Ton-, Licht- und Masserplatten, mit der ihm durchaus eigenthümlichen Kunst gefertigt worden.

Das Bildniß Christi nach Hemling, in Lebensgröße wie das Original, ist ganz nach dem von alten Zeiten her als Bildniß Christi überlieferten Typus. Der Künstler hat nur die malerische Ausführung hinzu gethan, diese aber ist und besonders im Colorit so meisterhaft, daß die lithographische Nachbildung, wie gelungen sie auch erscheinen muß, doch keinen hinreichenden Begriff davon geben kann.

Uns aber darf es wohl höchlich freuen daß die Boisseréesche Sammlung unschätzbarer Gemälde, die wir seit zehen Jahren kennen und zu würdigen verstehen, bisher von so vielen durch eigenes Anschauen erkannt worden, und nun, durch die immer fortwirkende Lithographie, nach ihrem Hauptsinn und Zweck wenigstens allgemeiner bekannt wird. In dem ersten Stück des ersten Bandes gegenwärtiger Zeitschrift haben wir vor acht Jahren dieser Angelegenheit Erwähnung gethan und wie sehr muß es uns freuen daß, in einer so flüchtig dahin rollenden, sich selbst aufzehrenden Zeit, ein so ernstes und schwieriges Werk immer seinen reinen, ruhigen und gesteigerten Fortschritt erhalten.

Es sind nun fünf Jahre seit Ausgabe der ersten Lieferung, und betrachtet man was in der Zeit bezüglich auf lithographische Technik für das Werk geleistet ward, so bemerkt man eine ununterbrochene Steigerung; das Korn der Kreide ist immer feiner, dadurch die Zeich-

nung bestimmter und zarter geworden, die Schattenmassen haben an Kraft und Durchsichtigkeit, die Töne mehr an Klarheit gewonnen; auch hat man sich an den mannigfaltigsten Gegenständen versucht. Wir finden die einfachsten so wie die reichsten und complicirtesten Darstellungen: Köpfe von der Dimension eines Zolls bis zur Lebensgröße; die verschiedensten architektonischen und landschaftlichen Hintergründe; bedeutender Lichteffect, Stoffe und Beywerk aller Art sind auf's vorzüglichste nachgebildet.

Auf der Höhe, welche das Werk erreicht hat, kann derjenige der die Sammlung selbst nicht gesehen sich bereits einen entsprechenden Begriff von dem eigentlichen Charakter derselben machen. Die vorliegende Masse von drey und vierzig Blättern zerlegt sich, wie die Sammlung selbst, in drey Hauptabtheilungen, wie wir solches durch eine beygefügte Tabelle anschaulicher zu machen gesucht haben.

Tabellarisches Verzeichniß der Boisseréeschen lithographirten Bilder wie solche heftweise herausgekommen, bis zum July 1826.

		XIV. Jahrhundert.		XV. Jahrhundert.		XVI. Jahrhundert.
		Byzantinischer Typus, mehr oder weniger eigenthümlich ausgebildet. — Die Kölnische Schule vorherrschend.		Die gewissenhafteste portraitartige Nachahmung der Natur; Spiegel der Burgundischen Zeit. — Die Schule der Brüder van Eyck vorherrschend.		Freyere Nachahmung der Natur, Einfluß der Italiänischen Kunst, Hinneigung zur Manier. Kunst und Prachtliebe von Kaiser Max und Carl V. — Mehrere Schulen neben einander wirkend.
Lieferung.	Blatt.		Blatt.		Blatt.	
I.	1	Die Veronika. Köln. Schule.	1	Die Verkündigung von Joh. v. Eyck.	1	Die h. Barbara von Coxcie.
II.	1	Die Krönung der Maria. Köln. Schule.	1	Johannes mit seinen Jüngern von Meckenem.	1	Der h. Mauritius von Hemskerck.
III.	1	Die Verkündigung. Köln. Schule.	1	St. Christoph von Hemling.	1	Die Flucht nach Aegypten von Patenier.
IV.	1	Die Jünger am Oelberg. Köln. Schule.	1	Maria in einer steinernen Laube von Hugo van der Goes.	1	St. Michael von Joh. Mabuse.
V.	1	Drey Apostel von Meister Wilhelm.	1	Die Präsentation von Joh. van Eyck.	1	Johann der Evangelist von Melem.
VI.	1	Zwey Apostel und ein Abt von demselben.	1	Cardinal von Bourbon von demselben.	1	Die drey Könige von Schwarz.
VII.		— — — — — —		— — — — — —	3	Die Abnahme vom Kreuz, mit zwey Flügel-Bildern, von Barth. de Bruye.
VIII.		— — — — — —	2 1	St. Jakob und Antonius } von Meckenem. Die Vermählung der Maria }		— — — — — —
IX.	2	Zwey heilige Männer und Frauen von Meister Wilhelm.	1	Das Pfingstfest von Hemling.		— — — — — —
X.	2	Fünf Apostel und ein Abt von Meister Wilhelm.	1	Die Geburt von demselben.		— — — — — —
XI.		— — — — — —	2	Sechs Apostel von Meckenem.	1	Mater Dolorosa von Calcar.
XII.		— — — — — —		— — — — — —	3	Die h. Agnes von Melem. Die h. Christine von Schooreel. Die h. Catharina von Coxcie.
XIII.		— — — — — —	1	Der auferstandene Christus von Hemling.	2	Heilige Männer von Dürer.
XIV.		— — — — — —		— — — — — —	3	Die Ruhe in Aegypten von einem Unbekannten. Die Predigt des h. Norbert von Orley. Frauen-Bildniß von Kranach.
XV.		— — — — — —	1	Das Bildniß Christi von Hemling.		— — — — — —

Es dürfte daher kaum nöthig seyn auszusprechen daß dieses Werk als eine nothwendige Zierde einer jeden Kunstsammlung anzusehen sey. Wir aber freuen uns, bey gleich Anfangs liebevoller Theilnahme, unsere Wünsche auf einen so hohen Grad erfüllt zu sehen, um für die Zukunft zu erhoffen, daß diese Nachbildungen fortgesetzt und ohne Unterbrechung mitgetheilt, ein sowohl vaterländisches wie allgemein kunsthistorisches Interesse, nach mehreren Seiten behaupten werden.

Die Fortsetzung bringt Berlin, Breslau, Hamburg, Oesterreich, Schweiz, St. Petersburg, Niederlande, England, Italien, Frankreich. Zum Schluß eine allgemeine Uebersicht.

Ueber

Goethe's Recensionen

für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773.

Vorwort.

In spätern Jahren betrachten wir unsre frühern Arbeiten niemals mit reiner Billigkeit; wir schämen uns der Symptome mancher Entwickelungskrankheit, die uns doch in's Leben weiter förderte, deren Kenntniß für Andere noch gar wohl belehrend seyn dürfte. Und ich habe daher, bey Auswahl dessen was ich von manchem Vorräthigen in die angezeigte Ausgabe aufzunehmen hätte, in Betracht der psychologischen Absichten gar mancher Leser, gesorgt daß nichts Brauchbares beseitigt und verheimlicht werde.

Was aber der lebendigen Gegenwart interessant seyn könnte, darüber hat eine gebildete

Jugend am ersten zu entscheiden. Solchen jungen Freunden pflege ich zu übergeben was mir zweifelhaft ist, mit dem Ersuchen ihre Ansichten mitzutheilen. Und so entstand auch nachfolgender Aufsatz. Wenn er mir aber entschieden zu Gunsten lautet, so verzeihe man eine unbewundene Mittheilung. In einem langen Leben setzen sich Lob und Tadel, gute Aufnahme und schlechtes Behandeln dergestalt in's Gleichgewicht, daß es einer bestätigten sittlichen Kraft bedarf, um gegen beyde nicht vollkommen gleichgültig zu werden.

Recensionen aus einer vergangenen Literatur-Epoche können in zwiefacher Hinsicht einen hohen Werth haben.

Einmal, wenn die Gegenstände derselben, die beurtheilten Werke, von solcher Bedeutung waren, daß sie bis auf den gegenwärtigen Tag sich in unverletzter Liebe und Ansehn erhalten haben; in welchem Fall es denn besonders interessant ist zu sehen, in

wiefern ein bedeutendes Werk bey seinem Erscheinen gleich erkannt und richtig gewürdigt, oder in wiefern es nicht verstanden und schief beurtheilt worden. So findet man großes Interesse an Recensionen, wie sie vor funfzig Jahren über die vorzüglichsten Werke von Klopstock, Lessing und Wieland, so wie besonders über Goethe's erste Productionen gemacht worden. Der Standpunct bis zu welchem man damals im Urtheil gekommen war, tritt uns in solchen Aussprüchen deutlich vor Augen.

Zweytens aber können Recensionen aus einer vergangenen Literatur-Epoche einen hohen Werth haben, wenn der Geist selbst, von dem sie ausgegangen, ein bedeutender war. Mögen in solchem Fall die beurtheilten Gegenstände selbst längst vergessen seyn, der Geist der sich darüber ausgelassen wird in unveralteter Frische uns daraus anwehen.

Dieses ist der Fall bey Goethe's Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen. —

Die beurtheilten Gegenstände selbst haben bis auf wenige für uns das Interesse verloren, sie sind veraltet; aber der Geist der sich darüber ausgesprochen tritt uns auf jeder Seite mit unverwüstlicher Kraft und Frische entgegen, und zwar um so mehr, als Goethe sich nicht eigentlich in die Gegenstände verloren und sich ihrer Entwickelung hingegeben, sondern vielmehr alle die Gegenstände nur als Anlässe benutzt hat, um sein volles Innere daran auszulassen.

Die Zeit in der diese Recensionen entstanden fällt zwischen den beendigten academischen Studien und dem Götz von Berlichingen. Das academische Leben lag dem Dichter noch nahe, für poetische Production selbst hatte er noch nicht die gehörige Ruhe und Einheit im Leben erlangt; aber die Fülle seines Innern wollte doch Luft haben, und so mochte ihm die Aufforderung seiner Freunde zur Theilnahme an den Frankfurter gelehrten Anzeigen nicht unwillkommen seyn.

Wir möchten diese Recensionen Nachklänge seiner academischen Jahre nennen. Hiezu veranlassen uns nicht allein die manchen gelehrten Ausdrücke, Anspielungen und Redensarten, wie wir sie in keinem der übrigen Goetheschen Werke wiederfinden, sondern auch die auf jeder Seite frisch hervorbrechende Naturkraft des Dichters, die in alles todte Gelehrten- und Theorien-Wesen heftig drein schlägt und sich dagegen auf alle Weise Luft zu machen sucht. Und beydes steht mit einander keinesweges in Widerspruch. Denn eine solche Natur wird sich eben dann im Gegensatz heftig äußern, wenn ein ihr nicht Gemäßes, ja Feindliches, wie dieß auf Academien leicht der Fall seyn kann, Gewalt und Herrschaft über sie zu gewinnen strebt.

Von den Lehrstühlen der Professoren mochte einem jungen Dichter damals noch wenig Brauchbares entgegenkommen. Ein allgemein feststehendes Urtheil über literarische Gegenstände hatte man noch nicht, weil noch die

Literatur selbst fehlte. Jeder urtheilte nach seiner Meinung, nach seinem Gefühl; wem das richtigste angeboren war, der traf es am besten, wen aber die Natur in Stich gelassen hatte, der war in dieser Hinsicht überall verlassen.

Denn wie bey einer fertigen Literatur, bey allgemein anerkannten und feststehenden Maximen auch geringere Geister gewissermaßen ein Urtheil haben und viel Gutes und Brauchbares lehren können, indem sie nur das bereits Vorhandene sich anzueignen und wiederzugeben brauchen: so vermögen sie doch bey einer noch im Werden begriffenen gar wenig, vielmehr beruhet in einer solchen Alles auf der Persönlichkeit Einzelner, und zwar bedeutender Talente; denn nur dem großen Talent ist Alles angeboren, sowohl Ausübung als Gesetze.

Es ist daher natürlich, daß in einer solchen Zeit eine ausgezeichnete Natur mit den geringer begabten Geistern in beständigem

Krieg liegen wird, wie wir dieses denn bey Goethen fast in allen diesen Recensionen sehen. Die meisten sind wild und aufgeregt, weil Falsches, Schiefes und Unnatürliches zu bekämpfen und der Dichter sich seiner überwiegenden Kraft in keckem jugendlichem Uebermuthe bewußt war. Da ist denn auch kein Behagen am Gegenstande, kein ruhiges Verweilen und Ausbilden, sondern Alles wird nur skizzenhaft flüchtig hingeworfen.

Nur wenige Recensionen, worunter besonders die über Wieland, haben diesen wilden Charakter nicht, vielmehr findet man da schon ein Hinneigen zu der späteren Ruhe und Besonnenheit die Goethen eigen. Denn Wieland regt nicht zu feindlichen Gegensätzen auf, da ist Harmonie, der läßt sich mit Neigung und Ruhe betrachten. Findet er überall das Rechte, wie die Gedichte von Bürger, Hölty, Claudius u. s. w. im Göttinger Musenalmanach, so ist die Freude groß und er weiß nicht genug zu loben.

In den Recensionen über Poesie finden sich Worte die nie veralten, Maximen von unverwüstlichem Werth, unsern jungen Dichtern noch eben so gut heute zuzurufen als damals, vor funfzig Jahren. Und weil Alles nur so hingeworfen ist, so ganz in seiner unzertheilten Fülle und Kraft, so thut auch Alles eine um so größere Wirkung und belebt und erfrischt wo irgend noch zu beleben ist.

Aus manchen Andeutungen sieht man welche große Ansicht im Dichter lag und wir blicken um so schärfer in die Tiefe seiner Natur, je schneller Alles an uns vorübergeht: so wie man am tiefsten in die unendlichen Abgründe des Himmels sieht, wenn zur Nacht vorbeyeilende dichte Wolken nur flüchtige Lücken lassen. Für alle diejenigen aber, denen eine solche Ansicht durch einen einzigen Wink nicht in ihrer völligen Größe auseinander geht, wären sie wohl einer weiteren Ausführung werth. Goethe selbst hatte vielleicht von allen den herrlichen Dingen damals noch nicht

das völlige Bewußtseyn, es war wohl mehr eine Ahnung des Rechten, oder vielmehr ein angeborenes Rechte, als ein bestimmtes Wissen.

In manchen Stellen sieht man Spuren jener Werke, deren Keime schon damals im Dichter lagen. Doch sie näher zu bezeichnen unterlassen wir, es macht Freude solche Stellen selbst zu finden.

Das Wichtigste endlich, was wir über diese Recensionen zu sagen haben, ist folgendes:

Sie sind ein Schlüssel zu Goethe's ganzer Natur. Wer über Goethe's Wesen Aufschluß haben will, der studire diese Recensionen. Hier liegt Alles im Keime vor uns. Hier ist der Beginn, der erste Standpunct; und wenn wir hier festen Fuß fassen, und von hieraus alles dasjenige betrachten was später von ihm ausgegangen ist, und nun sehen was von diesen ersten Richtungen sich durch alle übrigen Werke hindurch hält, so haben wir von

Goethen den eigentlichen Kern, das Unveränderliche, Unverwüstliche, Dämonische.

In dieser Hinsicht sind diese Recensionen ganz unschätzbar, und zwar nicht allein weil sie zu dem Ersten gehören was von Goethen ausgegangen, sondern weil es Recensionen sind.

In allen eigentlich poetischen Leistungen eines Dichters nämlich, ist es nicht so gar leicht seine wahre Natur zu erkennen, denn er tritt nie persönlich hervor, sondern er verbirgt sich stets hinter seine Charaktere und läßt nur diese immer vorwalten. Bey Recensionen hingegen findet keine Maske statt, da tritt er immer entschieden persönlich mit seiner Herzens-Meinung heraus und legt uns durch das was er billigt und nicht billigt die wahre Gestalt seiner Natur klar und offen vor Augen.

Sind zudem die Gegenstände, die das Urtheil hervorlocken, mannigfaltiger Art, so daß das Innere des Urtheilenden auf mannigfaltige Weise angeregt wird, so wird der Blick

den wir in eine solche Natur thun, groß und umfassend seyn.

Und auch dieses ist der Fall bey diesen Recensionen; denn wiewohl die Poesie das Vorwaltende ist, das ihn vor Allem erfüllt, so nimmt er doch nicht weniger Interesse an Religion, Staat und einzelnen Personen und läßt sich darüber mit gleicher Wärme aus.

Wir können daher diese Recensionen allen denjenigen, denen es um ein gründliches Studium Goethe's zu thun ist, nicht angelegentlich genug empfehlen.

Notice sur la vie et les Ouvrages de Goethe par Albert Stapfer.

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bey dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier gab es mancherley zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschen-Wesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Nothwendiges und Zufälliges, Willkührliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durcheinander schränkt.

Die eigenthümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann

daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth: wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden auszusprechen, daß alles eitel sey.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen den Mann dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vortheil, er hält sich an das Resultat wie es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was sittlich genannt wird giebt es eben so sichere Deutezeichen als für das

was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beyden Fällen aber ungetrübt zu schauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Tact und unausgesetzte leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders, aber sie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner ist merkwürdig, wie er auf diesem Wege zu gewissen Ansichten über seinen Gegenstand gelangte, die denjenigen in Verwunderung setzen der sie vor allen andern hätte gewinnen sollen, und dem sie doch entgangen sind, eben weil sie zu nahe lagen.

Jene Recension, deren Auszug wir oben mitzutheilen angefangen, sind wir, wie es sich ergiebt, eben diesen Bemühungen schul-

dig. Recension und Notiz sind übereinstimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchst bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden mich mit mir selbst, meinem Geleisteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Versäumten zu beschäftigen.

Zu einer Zeit wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nöthig seine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Ursache jede Kleinkrämerey aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literarische Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft,

bis er sich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fänd' ich Raum zu einer Fortsetzung so würd' ich dessen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreyßig Jahre dauernde Conflict zwischen Classikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter wie sie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weist sodann auf unser, am Hochgericht um des Rades Spindel, bey Mondenlicht tanzendes luftiges Gesindel hin, wobey er sich freylich sehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte sich Carl Tedaldi-Fores. Er schrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825. ein Gedicht von größerem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht von Umfassung eines weiteren Kreises menschlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen, und vermag die Argumente der Partey zu der er sich bekennt, obwohl etwas düster, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Kurze Anzeigen.

Bey verspäteter Herausgabe des gegenwärtigen Heftes kann ich mich nur im Allgemeinen als Schuldner bekennen für so manches vorzügliche Werk, welches mir indessen zu Gute gekommen. Ich füge daher den einzuführenden Titeln nur wenige Bemerkungen bey, meinen Antheil für ein mannigfach edles Bestreben vorläufig anzudeuten.

„Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des osmannischen Reichs, aus dem Polnischen, durch van der Hagen. Breslau 1824.“ Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reist zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn und nun

werden uns die mannigfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns z. B. die Darstellung der allgemein-polizeylichen Vorkehrungen, so wie der fromm-wohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuren, Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachsten Schöpfrad, sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreund sollte dieß Werk in seiner Sammlung fehlen.

„Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brönsted, erstes Buch. Paris

1820." Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bey aller seiner Kleinheit von den frühsten Zeiten her merkwürdig, wegen dem Bezug seiner Lage zu Euböa, dem athenischen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirg.

Alterthum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freylich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräu-

bern ausgesetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf, durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer, an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freylich durch die lang, erduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit werden auf's neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren.

„Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser, Frankfurt 1826." Wie oben gedachte beyden Werke den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken,

so giebt uns dieses den entschiedenen Anlaß uns die frühsten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es demjenigen der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenlose für den Geist begränzt, und die höchstbedeutende Summe, in so fern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt „die Zeichen der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mit-

telpunct vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln in's Helle streben, ein Geschlecht zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, in so fern es möglich ist, zu verwirklichen, warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyers Tabelle, dessen Kunstgeschichte" abschließend, in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerey und Literatur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannigfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in

einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beyden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

„Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber. Frankfurt a. M. 1826.“ Eine holde geistreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechischen Sprache mächtig zu seyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in dessen früheren und späteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bey dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bey mir sich entwickelten, sey ein weniges mitgetheilt.

Wir sind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch seyn mö-

gen, in's Allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freylich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zusammenhang woraus wir sie gerissen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vortheil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber und abermals bey Seite legten. Erschien er uns doch als ein trauriger ungriechischer Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt seyn, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade daß ein rechtlicher wohldenkender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und

Handeln abzusprechen verharrte. Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neuste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara seine Vaterstadt, durch Altreiche, Herkömmlich-Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Classe, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle mögliche Unbilden. Nun

gelangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusammt mit seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartey in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Uebersetzung bestens zu danken haben, so gestehen wir gern, wie sehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet sich abgemessen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere, was auch dem Verfasser wohl zu Gebote gestanden hätte, wird bescheidentlich abgelehnt; deßhalb sich denn daraus alles was man in

einem solchen Werke sucht, Anschauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Lesers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

„Ferienschriften von Carl Zell.“ Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, in antikem Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort,“ sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen.“ Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzuge-

fügten Noten manchen angenehmen Blick in's Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen, in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu statten. Wir rühmen daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen versteht, daß man sich dabey befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher bey'm lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bey kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter

fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Hieran schloß sich bedeutend folgendes Werk an: „Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. von Raumer." Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künsten, auch ihre Verfassungen uns höchlich interessiren und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechsel, dem dieselben unterworfen gewesen, mit dem innigsten Antheil zu betrachten und zu studiren; wir würden ja sonst die Absicht und Bestrebungen ihrer Schriftsteller keineswegs einsehen noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, so führt es uns durch eine Reihe

von Zuständen, Gesinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie so lebhaft gewesen als in unsern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß die uns hieraus zugegangen.

Durch die Verspätung des gegenwärtigen Heftes bin ich ein gar mannigfacher Schuldner für angenehme Mittheilungen geworden. Zum Schluß als vorläufige Anzeige Folgendes:

Die deutsche poetische Literatur hat drey schöne Geschenke erhalten, die ich der Reihe nach als groß, lieblich und würdig bezeichnen möchte. Serbische Lieder, übersetzt von Talvi, zweyter Theil; Lettische Lieder, von Rhesa; Frithiof, durch Amalie von Helwig, aus dem Schwedischen.

Immer mehr werden wir in den Stand gesetzt einzusehen was Volks- und Nationalpoesie heißen könne: denn eigentlich giebt es nur Eine Dichtung, die ächte, sie gehört we-

der dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer; wer sich als wahrer Mensch fühlt wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja rohen Volke unwiderstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht versagt. Unsere wichtigste Bemühung bleibt es daher zur allgemeinsten Uebersicht zu gelangen, um das poetische Talent in allen Aeußerungen anzuerkennen und es als integranten Theil durch die Geschichte der Menschheit sich durchschlingend zu bemerken.

Altgriechische Räthsel.

Nicht sterblich, nicht unsterblich, aber von Natur
Gebildet also daß er nicht nach Menschenart,
Noch Götterweise lebe, sondern stets auf's neu
Geboren werde, wechselsweis zum Untergang;
Gesehn von keinem, allen aber doch bekannt,
Vorzüglich Kindern, die er sich besonders liebt.

Es giebt ein weiblich Wesen,
Im Busen trägt es Kinder,
Geboren stumm doch schwatzhaft,
Die über Erd' und Meere
Nach Lust sich unterhalten
Und aller Welt verständlich,
Nur nicht dem nahen Hörer
Im mindesten vernehmlich.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Johann Haydn's Schöpfung. . S. 120.
Brasilianisches Liedchen. . . — 130.
Oeuvres dramatiques de Goethe. 4voll. — 131.
Vorhalle des Doms zu Cöln, Aetzdruck. — 146.
Steindruck:
München. . . . . . . — 149.
Stuttgart . . . . . . — 153.
Goethe's Recensionen von 1772 u. 1773. — 160.
Notices sur la vie et sur les Ouvrages
de Goethe par Albert Stapfer. — 171.
Kurze Anzeigen:
Vincenzo Monti, Sulla Mitologia. — 175.
Carlo Tedaldi-Fores, Meditazioni
Poetiche. . . . . . — 176.
Graf Raczinsky's malerische Reise. — 177.
Brönsted, Reisen in Griechenland. — 178.
Schlosser, universalhistorische Uebersicht. . . . . . . — 180.
Meyers Tabelle zur Kunstgeschichte. — 182.
Weber, die elegischen Dichter der
Hellenen. . . . . . — 183.
Carl Zell, Ferienschriften. . — 187.
Raumer, geschichtliche Entwickelung
der Begriffe von Recht, Staat und
Politik. . . . . . . — 189.

Ankündigungen: . . . . . S. 190.
Serbische Lieder, übersetzt von Talvi, 2r Theil.
Lettische Lieder, von Rhesa.
Frithiof, aus dem Schwedischen, durch Amalie von Helbig.
Altgriechische Räthsel. . . . — 192.

Ilias, in Prosa übersetzt von Zauper, Odyssee, freye Nachbildung in zehnzeiligen Reim-Strophen, von Hedwig Hülle, als entgegengesetzteste Behandlungsweisen einer altkanonischen Ueberlieferung, verdienten in einem folgenden Hefte ausführlicher besprochen zu werden.

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 5,3

Stuttgard (1826)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.art.o.143(5#1,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11711756-1